Die Belohnung.

№ 51.

Schule der Weisheit und Tugend.

Eine Auswahl vorzüglich schöner

Parabeln

und anderer moralischer Erzählungen.

Ein Geschenk für die Jugend.

Mit einer Vorrede von

Hrn. Dr. Joh. Ludwig Ewald,
Großherzoglich Badischem Ministerial- und Kirchenrath.

Erster Theil.

Nebst einem Titelkupfer und einer Erklärung der im Buche vorkommenden fremden Wörter.

Dritte, stark vermehrte Auflage.

Stuttgart,
bey Joh. Fried. Steinkopf.
1819.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Sg. n. 436

Vorrede.

Der würdige Herausgeber hat mich gebeten, auch zu dieser Sammlung von Parabeln eine kleine Vorrede zu machen, und mit Vergnügen thue ich's, wär' es auch nur, um sein Zutrauen zu ehren. Ein Mann, der so still, so anspruchlos das Gute in seinem Kreise zu befördern, und weder Geld-Vortheile noch Ruhm sucht, verdient wohl, daß man — nicht ihn, denn er will nicht genannt und gekannt seyn, — sondern sein Werk empfiehlt, wenn es irgend einer Empfehlung bedarf. Ich habe den größten Theil dieser Parabeln durchgelesen, und die Sammlung sehr zweckmäßig gefunden. Väter, Mütter, Lehrer und Lehrerinnen werden sie mit dem besten Erfolge brauchen. Manche zwar führen aus dem Paradiese der Unschuld heraus, in dem das Kind immer leben sollte. Sie lenken den Blick auf eine schon verdorbene Kinder- und Menschen-Welt, die dem Kinde, als Kind, fremd bleiben mußte. Eltern und Erzieher werden darum die Sammlung den Kindern nicht in die Hand geben, wenn sie noch in

jenem Paradiese leben, sondern nur solche Erzählungen wählen, die lauter Unschuld, Reinheit, und kindlich-gute Gesinnungen darstellen. Allein leider! werden die meisten Kinder schon in dem väterlichen Hause aus dem Paradiese vertrieben. Sie sehen und hören, wenn auch nicht in dem väterlichen Hause selbst, doch unter Nachbarn und Bekannten von so mancher Unart, so mancher Verkehrtheit, daß es ihnen nichts fremdes seyn kann, wenn sie auch von Verkehrtheiten und Unarten erzählen hören. Wenn nun Eltern und Lehrer diese Erzählungen zweckmäßig zu brauchen wissen; wenn sie den Kindern, die so gern erzählen hören, recht lebendig erzählt, vergegenwärtiget werden; wenn man dann die Kinder den Sinn der Parabel, oder den Zweck der Erzählung errathen läßt, ihnen manchmal einen ganz andern Ausgang andichtet, und hört, was sie dazu sagen, und fragt: ob wohl der Ausgang so habe seyn können; wenn man die Erzählungen nicht durch lange Moralen verwässert und den Kindern verleidet, sondern die Moral aus den Erzählungen selbst sich erzeugen läßt, ohne bestimmte Ermahnung oder Warnung, die den Kindern gar nicht am rechten Orte scheinen kann; wenn man die Anwendung ihnen selbst überläßt, die sie auch gewiß treffender machen, als

man sie ihnen vormoralisiren kann: so wird der gute Erfolg sicher nicht ausbleiben.

Schon dadurch, daß sich die Kinder bey den Erzählungen angenehm unterhalten, ist viel gewirkt. Wer seine Kinder immer angenehm und doch unschuldig zu unterhalten weiß, der hat sie schon mehr als halb erzogen; denn Langeweile der Kinder ist eine Hauptquelle ihrer Unarten.

So gehe denn auch du in die Welt, einfaches, anspruchloses Büchlein; unterhalte, belehre, warne, wohin du kommst! Schmiege dich an die Herzen der Mütter, und durch sie, an die Herzen der Kinder. Nach dir greife das Kind in jeder stillen Abendstunde, und bringe es der Mutter, daß sie ihm daraus erzähle, und es forsche mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Erzählung. Es wähle sich manchmal selbst aus, welche Erzählung es wünscht; und es bemerke, wenn die Mutter etwas anderes erzählt als sonst. Unterhalte, indem du belehrst, und belehre, indem du unterhältst. Der, der das Saamkorn in der Erde segnet, wird auch den sittlichen Saamen segnen, den du in die Kinder-Herzen gestreut hast.

Karlsruhe, den 12ten April 1813.

Dr. Joh. Ludwig Ewald,

Großherzoglich Badischer Ministerial- und Kirchenrath.

Vorwort
zur
dritten Auflage.

Dankbar erfreut, daß dieser der Jugend-Bildung gewidmete Versuch fortwährend eine gute Aufnahme gefunden hat, wird diese dritte Auflage mit der Bemerkung übergeben: daß in dem Nachtrage, nach dem Wunsche einsichtsvoller Freunde, noch einige neue, hauptsächlich die Erweckung und Nährung des religiösen Sinnes bezweckende Stücke, die von einem in Süd-Deutschland mit Segen wirkenden pädagogischen Schriftsteller herrühren, hinzugekommen sind. Auch von dem zweyten Theile dieser Schrift soll, so Gott will, noch im Laufe dieses Jahres eine neue vermehrte Auflage erscheinen.

Stuttgart, den 17ten Febr. 1819.

Der Herausgeber.

Uebersicht des Inhaltes.

Nro. Seite

1. Die jungen Fruchtbäume. (Freude der Eltern über ihre hoffnungsvollen Kinder.) Petersen . 1
2. Der Knabe und sein Vater. (Schöner Lohn der elterlichen Sorgfalt.) Krummacher . . . 2
3. Das Königs-Spiel. (Der kindlich-gesinnte Sohn) nach „Gotthold, der christliche Leser im Buche der Natur." 4
4. Die drey Goldfischlein. (Folgsamkeit.) Grimm 6
5. Der Schutz-Engel. (Lohn der kindlichen Liebe.) Grimm 9
6. Palämon und sein Sohn. (Die wohlangewandte Jugendzeit.) Niedersäch. Wochenblatt . . 11
7. Die Reisenden. (Versäume keinen Augenblick auf dem Lebenswege!) nach Petersen . . . 12
8. Der verarmte Pilger. (Frühe säe guten Saamen!) nach „Anekdoten aus dem Oriente" . . 13
9. Der Garten. (Großer Vortheil einer frühen guten Herzens-Bildung.) Röchlings Lektüre für die kleinere Jugend 15
10. Die beyden Bäumchen. (Lohn des Fleisses und des Müssigganges.) Röchlings Lektüre für die kleinere Jugend 16
11. Die beyden Arbeiter. (Guter Muth bey der Arbeit.) Moritz 18
12. Der Wald und der junge Bauer. (Ausdauernde Thätigkeit fördert die Vollendung.) Lavaters Lesebuch 19
13. Hänschen und der Gärtner. (Fleiß überwindet Schwierigkeiten beym Lernen.) Wehnert . 20
14. Der wohlthätige Richter. (Nur reger Arbeitsfleiß schützet vor Noth und Armuth.) Anekdoten aus dem Oriente 21
15. Der junge Pamelon (Lohn des Fleisses.) Niedersächsisches Wochenblatt 22
16. Der junge Taxus und der Gärtner. (Große Wohlthat einer sorgfält. treuen Erziehung.) Weisse 24
17. Die Abend-Kühle. (Wie wohl läßt sich's nach der Arbeit ruh'n!) Petersen 25

Nro. Seite
18. Das Kornfeld. (Das treffende Wahrheitswort.) Petersen 26
19. Der junge Hirte. (Lohn der Lüge.) Lavaters Lesebuch 27
20. Sophron und Alexis. (Hüte dich vor Zweifelsucht und Leichtgläubigkeit!) Percival 28
21. Der Verwalter und der Bauer. (Erfülle treulich deine Pflicht; den Erfolg überlasse Gott!) Zerrenner 29
22. Der böse Kaspar und sein Vater. (Das böse Gewissen.) Jais 30
23. Eine schwere, aber höchst nöthige Kunst. (Lerne dich selbst überwinden.) Jais 32
24. Die Mücke im Pallaste. (Mancherley sind der Gefahren.) Lavaters Lesebuch 35
25. Der unwürdige Freund. (Leichtsinn.) Petersen 36
26. Die Rose. (Jugend, bewahre die Unschuld!) Theodor Gutmann 38
27. Der fromme Derwisch. (Warnung vor der Wollust.) Liebeskind Palmblätter 39
28. Das Nelkenbeet. (Schädlichkeit der Ungeduld.) Krummacher 40
29. Die Rose, das Veilchen und der Knabe (Glückliche Verborgenheit des Edeln.) Caroline N. 41
30. Das Mädchen und die bunten Stäbe. (Die vergängliche Schönheit äusserer Vorzüge.) Chr. Niemeyer 42
31. Das Lämmchen. (Große Vorzüge des Menschen vor den Thieren.) Krummacher 42
32. Die Rose. (Thue Alles mit Bedacht!) Besselbt 44
33. Das Veilchen, die Brennessel und der Wanderer. (Stete Behutsamkeit.) Bildungsblätter v. Dolz 45
34. Der unbesonnene Erbe. (Hüte dich vor zweckwidriger Veränderungssucht!) Lavaters Lesebuch 45
35. Die Veilchen und die Tulpe. (Wahres Verdienst.) Karl Hahn 46
36. Der wilde Kastanienbaum und der Oehlbaum. (Eitle Ruhmredigkeit) 47
37. Der Strom und der Bach. (Keine Größe ohne Bescheidenheit) 48
38. Die Sonnenblume und das Veilchen. (Stolz und Demuth) 49
39. Der Strom und die Bächlein. (Thorheit des Uebermuthes.) Bildungsblätter von Dolz . . 51

Nro. Seite

40. Der Todtenkopf. (Thörichte Eitelkeit.) Th. Gutmann 52
41. Das gebratne Täubchen. (Gönne das Bessere dem, der es verdient.) Hahn's Stoff ꝛc. . 53
42. Das Mädchen und die Kamille. (Lerne, auch unscheinbare, aber wahre Verdienste hochschätzen!) Besseldt 55
43. Der Garten-Besitzer. (Selbstberuhigung bey dem Tadel der Thoren.) Die Alpen-Rose . . 56
44. Der Schatz. (Das Glück, welches dir wiederfährt, sey dir Antrieb zu gemeinnützlicher Wirksamkeit!) Karl Hahn 57
45. Der Kirschbaum. (Die Nächstenpflicht.) Karl Hahn 59
46. Der Blinde und der Gebrechliche. (Auch der Geringste kann uns nützen.) Palmblätter . 62
47. Der Baum voll Früchte. (Seyd barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist!) Gotthold ꝛc. 63
48. Der arme Lazarus. (Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.) Krummacher 64
49. Der kleine Niklas. (Wer Andern Freude macht, der macht sich selbst Freude.) Salzmann . 66
50. Die Belohnung. (Uneigennützigkeit.) Palmblätter 68
51. Das Mädchen am Bache. (Sanftmuth — Zierde des Charakters.) Stoy's Bilder-Akademie . 69
52. Der Epheu und der Ulmbaum. (Freundes-Treue und Dankbarkeit.) Besseldt 70
53. Der Einsiedler und der Bär. (Vorsicht in der Wahl der Freunde.) Lavaters Lesebuch . . 73
54. Die drey Freunde. (Hülfe in der Noth mit eigener Entsagung — der Probirstein wahrer Freundschaft.) Palmblätter 73
55. Die faulen und frischen Aepfel. (Hüte dich vor dem Umgange mit den Bösen!) Jais . . 75
56. Der reisende Derwisch. (Der zurechtgewiesene Unzufriedene.) Palmblätter 76
57. Die Quelle. (Durch nachmalige Entbehrung lernt man den Werth des genossenen Guten erkennen.) Besseldt 77
58. Der Pfau. (Thorheit der Affektation.) Percival 81
59. Die Raupen-Nester. (Auch kleine Fehler achte nicht geringe!) Jugend-Zeitung . . 82
60. Das Bild im Teiche. (Der Schein trügt.) Nach Reinhardts Mädchen-Spiegel 83

Nro. Seite
61. Die beyden Weiber am Brunnen. (Selbstbetrug.) Nach Reinhardt ꝛc. 84
62. Die gelegene Zeit. (Der tadelhafte Aufschub.) Petersen 84
63. Der Edelmann und sein Sohn. (Sey nicht voreilig in deinem Urtheile!) Weisse 86
64. Der Gärtner Salim. (Beglückender Lohn der Arbeits-Treue.) Bildungs-Blätter . . . 88
65. Die Korn-Blumen. (Vergnügen muß mit Ernst und Arbeit vereiniget seyn.) Zarnack . . . 90
66. Der Schmetterlingsfang. (Die Leidenschaft — eine Störerin der Freude.) Lavaters Lesebuch 91
67. Das Oehl im Wasser. (Die Leidenschaften müssen von der Vernunft regieret werden.) Percival 92
68. Die Jahres-Zeiten. (Thörichte Wünsche.) Campe 93
69. Der verarmte Sohn. (Glück aus Unglück!) Zerrenner 96
70. Die krummen Wege. (Entfernung vom Ziele der Glückseligkeit.) Chr. Niemeyer 98
71. Henriette und der Nachtwächter. (Worin besteht die wahre Glückseligkeit?) Lektüre für kl. Kinder 99
72. Der Fruchtbaum. (Vorzüge des innern, wahren Werthes.) Petersen 102
73. Der unglückliche Albert. (Der gefahrvolle erste Schritt zum Bösen.) Lavaters Lesebuch . 104
74. Das gute Kind. (Thue Gutes, auch wenn Mühe und Beschwerden damit verbunden sind!) Jais 105
75. Die Schlange. (Hüte dich vor Sünden!) Gotthold 107
76. Das erstickte Unkraut. (Die Kraft des Guten.) Chr. Niemeyer 109
77. Der Dachdecker. (Verzage nicht an der Möglichkeit deiner Besserung!) Lavaters Lesebuch . . 109
78. Das Kanarien-Vögelchen. (Edle Reue.) Krummacher 111
79. Meta. (Erkenntniß des Fehlers, und ernster Wille gehören zur wahren Besserung.) Lavaters Lesebuch 113
80. Die Anhöhe. (Heit'rer Muth erleichtert den Weg zum Ziele der Bestimmung.) Niemeyer . 116
81. Die Blumen. (Erkenntniß unserer Fehler; — der erste Schritt zur Besserung.) 117
82. Das Unwetter. (Frühe Leiden — Mittel zur Veredlung.) Chr. Niemeyer 119

Nro. Seite

83. Der Obst-Garten. (Frühe Gottesfurcht und Tugend.) Lavaters Lesebuch.) 121
84. Das Königs-Land. (Treue und Untreue gegen den Ruf Gottes zur Seligkeit.) Von Cölln 124
85. Das Testament. (Die göttliche Willens-Verordnung.) Von Cölln 128
86. Der Garten. (Die traurigen Folgen des Ungehorsams gegen das göttliche Vatergebot.) Schwäbl 130
87. Der gute König. (Gott verlangt treue Verehrer.) Demme 132
88. Die Quelle und der Knabe. (Dankbarkeit gegen Gott.) Goldener Spiegel 134
89. Die Gesetze-Ertheilung. (Gottes Wille sey dir heilig und theuer!) Jais 135
90. Der fromme Bauersmann. (Gnade Gottes.) Jais 138
91. Das Vater-Gebot. (Das Verhalten gegen das göttliche Gebot der Liebe.) Schwäbl . . 139
92. Die beyden Dienstmägde. (Der Herr kommt.) Reinhardt 141
93a. Das zurückgegebene Kleinod. (Fromme Ergebung in den göttlichen Willen.) Petersen 142
93b. Die Blüthen. (Die weise Einrichtung Gottes der Natur.) Besseldt 144
94. Die Wasser-Noth. (Der weise und gütige Lenker der menschlichen Schicksale.) Zerrenner . 145
95. Die Schafe zwischen den Dornsträuchen. (Die göttliche Fürsorge.) Weisse 147
96. Die Mutter und das Kind. (Tadle nicht die Wege der göttlichen Vorsehung.) . . . 150
97. Der Magnet-Stein. (Die Schöpfers-Größe Gottes auch im anscheinenden Geringen.) Percival 151
98. Die lange Tafel. (Gott — der Erhalter und Versorger.) Reinhardt 153
99. Die Sonne. (Wie gut ist Gott!) Gotthold 154
100. Die Mücken. (Die Weisheit und Allmacht des Schöpfers.) Gotthold 155
101. Die Heer-Schau. (Wie groß ist Gott!) Salzmann 156
102. Die Vorschrift. (Folge dem hohen Beyspiele Jesu] deines Herrn!) Gotthold 161
103. Die Bauern und ihr Seelsorger. (Traurige Folgen des Unglaubens.) Zerrenner . . 162
104. Der gute und weise Sohn. (Die unaussprechliche Liebe Jesu zu uns Menschen.) Geßner . 164

Nro. Seite

105. Die untergehende Sonne. (Die herrliche Christen-Hoffnung.) Petersen 168
106. Die Jünglinge am Grabe ihres Freundes. (Die vergeltende Ewigkeit.) Salzmann . 169
107. Das Wettlaufen. (Die Wanderer nach dem himmlischen Vaterlande.) Schwäbl. . . . 172
108. Der Frühlings-Regen. (Trost der Auferstehung.) Reinhardt 175
109. Das Sterbe-Bette. (Fortdauer unsers Lebens nach dem Tode.) Salzmann . . . 178
110. Lottchen auf der Wiese. (Bild des menschlichen Lebens) 181
111. Das Bäumchen. (Sehnsucht nach unsern vorangegangenen Lieben.) Krummacher . . 183
112. Das Sonnenkäferchen. Eine Kinder-Idylle. (Freude an Gott.) Platos Historienbuch . 184
113. Das Buch Papier. (Aufmerksamkeit auf die Erfahrungen unsers Lebens.) Gotthold . 185
114. Die Räuberbande. (Warnung vor Verführern.) Niemeyer 187
115. Der zufriedene Arme. (Das hohe Glück eines Kindes Gottes.) Aus Pischons Philoikos . 187

Nachtrag.

1. Die beyden Söhne. (Das Gewissen.) Von J. L. Ewald 188
2. Der gebesserte Landmann. (Selbstkenntniß und Selbstbesserung.) 191
3. Die beyden Knaben. (Erfahrung und Verstand.) 192
4. Die edeln Schwestern. (Zartgefühl der Geschwisterliebe.) 193
5. Die beyden Brüder. (Frühe säe deinen Saamen!) 194
6. Die Kinder auf dem Gottesacker. (Großer Nutzen der frühzeitigen weisen Todesbetrachtung) von Götze 196
7. Die Lerche. (Hoher Segen der Verbindung des Gebets mit unserer Arbeit.) Schwäbl . 205
8. Der abgerissene Zweig. (Seligkeit des Menschen durch Glaube, Liebe, Hoffnung.) Schwäbl 207
9. Das Adler-Nest. (Sorgfalt für unsern Leib.) 209
10. Das Licht der Nacht. (Vertrau' auf Gott! Er hilft in Noth.) 211
11. Das Vergißmeinnicht. (Wandel vor Gott.) Schwäbl 213

Nro. Seite

12. Der fromme Bischof. (Glaubens-Heldenmuth.) Krummacher 215
13. Der Hügel und der Berg. (Nur innere Vorzüge bestimmen den wahren Werth des Menschen.) Löhr 216
14. Der Bienenstich. (Warnung vor böser Gesellschaft) 217
15. Die aufgehende Sonne. (Menschen-Liebe nach Gottes Bilde.) Schwäbl 219
16. Das menschliche Leben. (Vor Gott sind wir alle gleich. Die Kürze und Schicksale unsers Erden-Daseyns) 220
17. Das Kind und die Seiden-Raupe. (Hüte dich vor übereiltem Urtheil über Andere.) Löhr 222
18. Der Maybaum. (Unglück des Menschen, der Gott verläßt.) Schwäbl 223
19. Der Feyerabend. (Würdige Vorbereitung auf die Ewigkeit) 225
20. Die Biene und und die Hummel. (Schade der Unordnung.) Löhr 227
21. Die Bäumchen. (Hochschätzung einer weisen und treuen Erziehung.) 228
22. Die Blumen-Beete. (Gutes thun im Stillen.) 230
23. Das Röschen und die Sonnenblume. (Edle Anspruchlosigkeit.) C. H. Schwabe . . 231
24. Der Wegweiser. (Die Kraft des Beyspiels.) Krummacher 233
25. Die Blumen. (Die heilende Hand der Zeit.) Olearius . . . .
26. Der Knabe und die Uhr. (Nutzen der Ordnungs-Liebe.) 236
27. Die Quelle und der Wanderer. (Alles zu seiner Zeit, und wie es recht ist!) Löhr . . . 238
28. Die Hammerschläge. (Erneuerung und Befestigung guter Vorsätze.) Schwäbl . . . 238

Erklärung einiger fremden Ausdrücke.

Derwisch, bedeutet in der Persischen Sprache arm, und ist bey den Muhamedanern eine Benennung ihrer Mönche.

Galeere, ein langes aber schmales Schiff mit niedrigem Oberrande und vielen Rudern, durch welche es fortgetrieben wird, nur noch im mittelländischen Meere gebräuchlich.

Galeerensklave heißt ein Mensch, der zum Sklavendienst auf einer Galeere verurtheilt ist.

Janitscharen heißen die Türkischen regulairen Soldaten zu Fuße, welche den besten Theil der Armee ausmachen.

Kadi, in der Türkey, Name eines Richters von kleineren Bezirken, in Städten und Dörfern.

Mekka, in dieser großen, wegen ihres Karavanen-Handels berühmten Stadt im steinigen Arabien steht die Kaaba oder das sogenannte heilige Haus, ein altes arabisches Gebäude, von welchem Muhamed, der hier geboren worden, vorgab, daß es von Adam angelegt, und nach der Zeit durch Abraham und Ismael wieder hergestellt worden seye, in der Absicht, damit der Einige Gott von den Muselmännern (d. i. den Türkischen Rechtgläubigen) in derselben angebetet werden soll.

Ocean das große Welt-Meer.

Sultan (arabisch ein Mächtiger), Titel mehrerer muhamedanischen Fürsten; in Europa wird gewöhnlich der Türkische Kaiser, auch Groß-Sultan genannt, darunter verstanden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1.

Die jungen Fruchtbäume.

An einem schönen Frühlingsabend gieng Treumann mit seinem frommen Weibe Sophie, von Vater Timotheus begleitet, nach vollbrachter Tagesarbeit in sein kleines Gärtchen. Mit Vergnügen bemerkten sie, wie alle Pflanzen und Gewächse schön und freudig hervorwuchsen. Aber insonderheit freute sich Treumann, als er eine Reihe junger Fruchtbäume, die er vor wenig Jahren erst gepflanzt hatte, in schöner Blüthe fand. Die Blüthen waren ganz unbeschädigt und wohl erhalten, und hin und wieder bildete sich schon aus ihnen die junge Frucht. „Siehst Du" — sprach er — „liebes Weib, ist doch meine Sorgfalt und Mühe nicht vergeblich gewesen! Du erinnerst dich doch noch wohl, wie viele Mühe ich hatte, um diese schützende Wand aus Hagenbuchen und Eschen anzulegen, die nun, gerade wie ich es beabsichtigte, die rauhen Winde abgehalten, und die Blüthen gesichert hat. Einigemal mußte ich nachpflanzen. Aber ich sparte keine Mühe, und gab die Hoffnung nicht auf — es ist doch eine Freude, wenn der Erfolg so unsere Mühe belohnt!" — So redete er, indem sie um die Hecke traten. Siehe! da standen sie vor ihnen, ihre Söhne und Töchter, die ihnen nachgegangen waren, junge Kinder guter

haben. Aber ich habe sein Wachsthum und seine innere Kraft geleitet. Ehe der Frühling in seiner vollen Kraft erscheinet, habe ich dem Bäumchen das Edlere gegeben, damit es hierauf seine sprossende Kraft richte, und künftig liebliche Blüthen und Früchte trage."

Bald breitete nun das Bäumchen seine Zweige und Aeste aus, und war lustig anzusehen. Denn es trug Knospen und Blüthen, und im Herbste neigten sich die Zweige unter vielen goldgelben und röthlichen Aepfeln. „Was meinst du nun?" fragte darauf der Vater den Knaben. „O!" — antwortete dieser mit Freuden — „es ist ein liebes und dankbares Bäumchen geworden!" „Siehe" — fuhr der Vater fort — „wie es die vollen Aeste dir entgegenstreckt! Nun ich schenke es dir, Wilhelm! es soll von nun an dir gehören! es hat jetzt seine Bestimmung erreicht!"

3.

Das Königsspiel.

Einige junge Leute spielten, zur gesellschaftlichen Unterhaltung, das bekannte Königs-Spiel mit einander. Demjenigen unter ihnen, in dessen älterlichem Hause sie beysammen waren, ward nun von dem durchs Loos gewählten Könige aufgegeben, seinem gerade anwesenden Vater siebenerley Ehrenbezeugungen zu machen. Der Jüngling, ein Sohn von trefflichem Herzen, that dieß, ohne sich lange zu besinnen. Zuerst grüßte er seinen Vater recht kind-

lich, und dankte ihm für alles Gute, das er ihm von Jugend auf erwiesen, für alle Sorge und Mühe, die er mit ihm gehabt, und für alle Kosten, die er seinetwegen aufgewandt. Dann küßte er seinem Vater die Hand, für jede väterliche, gutgemeinte Züchtigung. Hierauf nahm er einen von den Aepfeln, die eben auf dem Tische lagen, zertheilte ihn, bot dem Vater die Hälfte dar, und sprach: „Läßt mich Gott einst so weit kommen, daß ich mein eigen Brod erwerben kann, so will ich, wenn mein lieber Vater es bedürftig seyn sollte, mein Brod so gerne mit ihm theilen, wie diesen Apfel." Viertens zog er seinem Vater die Schuhe aus, und legte ihm seine Pantoffeln an, um damit anzuzeigen, daß er seinem Vater gerne auch die geringsten und verächtlichsten Dienste thun wolle. Fünftens richtete er seinem Vater sein Nachtgeräthe hin, wodurch er zu verstehen gab, daß er ihm gerne ein ruhiges Nachtlager gönne. Sechstens bot er ihm einen frischen Trunk zum Schlaftrunk dar, um den guten Vater damit zu erquicken. Zuletzt knieete er vor ihm nieder, und bat ihn mit aller Ehrerbietung um seinen väterlichen Segen. Der gute Vater ertheilte ihm denselben unter vielen Freudenthränen. Ein Freund, der Zeuge dieses schönen Auftrittes war, sprach hierauf: „Wahrhaftig, mein Lebenlang habe ich kein lieblicheres Spiel gesehen. Möchte man nicht nur so tugendhaft spielen, sondern auch eine solche vortreffliche Denk- und Handlungs-Weise imme im wirklichen Leben zeigen."

4.

Die Goldfischlein.

Es wohnten drey Goldfischlein mit ihrer Mutter in einem steinigen Wasser; die Sträucher beugten sich darüber her, und das Plätzchen war immer düster und kühl. Aber weiter unten glänzte die Sonne golden auf der Spiegelfläche des Baches. Und eines Tages sprachen die Fischlein zu ihrer Mutter: „Ey Mutter! warum bleiben wir denn immer hier, und gehen nie dort hinunter, wo die Sonne so schön glänzt auf dem Wasser? Vielleicht ist dort unten schöner sandiger Boden. Warum müssen wir uns immer hier unter den Steinen verborgen halten, wo die Sonne nie her scheint? Dort unten muß es ja so schön seyn!" — Da antwortete die Mutter der Goldfischlein: „Es ist nicht Alles, wie es scheint. Jener Platz dort unten scheint lustig und gut; man kann sich hübsch sonnen auf den kleinen Wellen, und auf dem Grunde findet sich manches gute Würmlein. Aber unter dem ausgehöhlten Uferrande wohnt ein großer gefräßiger Fisch, vor dem kein kleinerer Fisch sicher ist. Darum gehen wir nicht hinunter an den schönen sonnigen Platz." Eines Tages gieng aber die Mutter der Fischlein aus, um Speise zu suchen; aber beym Fortgehen warnte sie noch die Fischlein, und sprach: „Gehe mir ja keines hervor aus unsern Steinen, ehe ich wieder bey euch bin, daß ihr nicht Schaden nehmet." Und die Fischlein versprachen, recht folgsam zu seyn, und gar nicht hervor zu gucken. Da die Mutter aber fort war, und eine

Weile ausblieb, sprach das älteste der Fischlein: „Mütterchen bleibt so gar lange, und wir sollen immer da unten sitzen, hinter den schlammigen Steinen. Was thuts denn, wenn wir ein bischen höher ins Wasser steigen? Bey uns ist ja kein gefräßiger Fisch, vor dem wir uns zu fürchten hätten.“ — Aber die andern wollten nicht, und sprachen: „Was würde die Mutter sagen, wenn sie käme, und uns oben anträfe?“ „Ey“ — sprach das Fischlein dagegen: „Mutter ist weg! Mütterchen siehts nicht; und wenn sie kommt, so stecken wir uns wieder hinter unsere Steine, ehe sie es gewahr wird, daß wir oben waren.“ Und mit diesen Worten tauchte es hervor, und schwamm auf der Fläche; und es war ihm wohl, und rief seinem jüngern Bruder und seinem Schwesterchen. Da stieg das Brüderchen auch aufwärts auf die Oberfläche des Wassers; und sie spielten munter auf den krausen Wellchen. Das Schwesterchen der Goldfischlein aber war folgsam, und blieb unten hinter den Steinen versteckt. Wie aber die beyden Brüderchen so spielten, sahe das jüngste hinab auf dem Strome, wo die Sonne sich spiegelte in dem Wasser; und sagte zu seinem ältern Brüderchen: „Sieh, wie sich dort unten die Sonne so schön spiegelt!“ Und das ältere Goldfischlein sprach: „Nun ists doch eins; wir haben jetzt doch der Mutter Gebot übertreten, und sind hervorgegangen aus unserer Wohnung, laß uns lieber auch noch dort hinab gehen, nur einen Augenblick! Der große Fisch wird uns nicht gerade sehen.“ — Aber das jüngere Fischlein wollte nicht, und das andere schwamm allein hinab, und spielte auf den goldschimmernden Wellen. Da schoß der große ge-

fräßige Fisch, ein Hecht, hervor, und verschluckte es. Als nun die Mutter nach Hause kam. und ihr größeres Söhnlein nicht antraf, war sie betrübt und weinte um dasselbe, und gebot nochmals den beyden andern Goldfischchen, ja nicht hervor zu gehen aus ihrer Steinhöhle. Da sie aber einst wieder ausgieng, dachte das Goldfischlein, welches schon einmal mit dem andern auf der Oberfläche des Wassers gewesen war, es wolle sich wieder das Vergnügen machen, und auf den Wellen herum spielen. Da sprach es zu seinem Schwesterchen: „Komm, steig mit mir auf die Höhe des Wassers, und laß uns da herum schwimmen und spielen.“ — Aber das Schwesterchen sagte: „Denkst du nicht mehr daran, wie der Hecht unser anderes Brüderchen gefressen hat, daß es nicht mehr heim kam?“ Das Brüderchen antwortete: „Ey, wir gehen nicht gerade hinunter, wo der gräßliche Fresser wohnt; wir bleiben hier oben.“ — „Nein“ — versetzte das andere Goldfischlein — „ich gehe nicht. Wenn auch der gefräßige Fisch nicht da wohnt, so hat es doch unsere Mutter verboten.“ — Das Brüderchen aber hörte nicht, und stieg hinauf auf die Fläche des Wassers, und spielte herum; und indem es spielte, ward es ein gutes Würmlein gewahr, das im Wasser schwebte; und es schnappte darnach, und verschluckte es zusammt der Angel, an die es der listige Fischer gesteckt hatte. Und es wollte sich wieder los machen, aber der Fischer, der in dem Gebüsche stand, merkte es, daß sich sein Angel bewegte, zog denselben heraus, und nahm das Goldfischlein zu den andern, die er gefangen hatte. Als aber die Mutter wieder nach Hause kam, sah sie von ferne schon den Fischer, und fürchtete gleich, er

möchte eins ihrer Kinder gefangen haben, und tauchte unter, und vernahm mit Trauern von dem übrig gebliebenen Goldfischlein, wie das Brüderchen hinauf geschwommen sey auf die Oberfläche des Wassers. Aber ihr einziges Kindlein liebte sie nun dreyfach so sehr, als sie es vorher geliebt hatte. Und sie zog mit ihm das Bächlein weiter hinauf, wo auch die Sonne hinein strahlte, und pflegte es mit doppelter Sorgfalt, weil sie wußte, daß es folgsam war, und die Sorge und Pflege schon in der Jugend durch Achtsamkeit und Gehorsam gegen seine Mutter belohnte.

5.

Der Schutzengel.

Im Gebirge lebte eine arme Wittwe, die von mancher Sorge für sich und ihren Knaben, Wilhelm, bedrängt ward. Aber der Knabe war ein lustiger Knabe, sah fröhlich in den Tag hinein, und wußte wenig von der Noth seiner Mutter, denn die Mutter trug ihr Leiden stille und mit Geduld. Und als der Knabe eines Abends heim kam, lag seine Mutter krank auf dem Bette. Da ward sein heiteres Auge trüb von Thränen, und er setzte sich zu ihr an das Bette, und faßte ihre Hand, und drückte sie an sein Herz, und weinte. Und er blieb an ihrem Bette sitzen die ganze Nacht, und legte ihr oft ihr Kopfkissen zurecht, und holte auch manchmal einen Trunk frisches Wasser, daß sie sich ihre lechzenden Lippen labe. Aber die Nacht vergieng, und als der Morgen kam,

war die Mutter noch nicht gesund, und fieng an bitterlich zu weinen. Und der Knabe fragte: „Mutter, warum weinst Du?“ — Da sprach die Mutter: „Sonst, als ich noch gesund war, konnte ich dir doch Morgens eine Suppe kochen; ich wollte gern die Schmerzen leiden und sterben, aber daß Du darunter leiden mußt, das schmerzt mich am meisten.“ Da konnte er sich nicht mehr halten, und lief hinaus, und knieete sich unter die Linde, die vor der Hausthüre stand, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und er weinte sehr und rief: „Ach, wenn Mutter stirbt, dann bin ich ganz verlassen! Will ja gerne sterben, wenn nur Mutter leben bleibt, und nicht mehr weint, denn Mutter ist so lieb und gut. Ach, Gott! Mütterchen ist krank, mach doch Mütterchen wieder gesund.“ — So betete das Kind. Da trat ihm ein feiner Knabe entgegen, mit blauen Augen, und krausen Locken, und goldglänzenden Flügeln. Und der fremde Knabe trug ein silbernes Körbchen, und rief ihm mit holdseliger Stimme und sprach: „Komm, laß uns Beere pflücken für deine kranke Mutter, sie wachsen dort gleich am Wäldchen.“ Und Wilhelm gieng mit dem fremden Knaben hin zum nahen Wäldchen, und sie pflückten in kurzer Zeit das Körbchen ganz voll der schönsten reifen Erdbeeren, ob es schon noch nicht um die Erdbeerenzeit war; und der fremde Knabe ließ ihm das Körbchen mit allen Erdbeeren, und sprach: „Bringe diese Beeren deiner Mutter;“ und verschwand. Aber Wilhelm nahm das Körbchen, und brachte es hinein, und seine Mutter verwunderte sich über die schönen frühgereiften Beeren, und aß davon, und genaß zur selben Stunde von ihrer

Krankheit, und herzte ihren Knaben. Aber der Knabe war fröhlich, daß seine Mutter genesen war, und hüpfte hinaus unter die Linde, und rief dem schönen Knaben, und dankte ihm mit Freudenthränen. Und der feine Knabe kam, und ward Wilhelms Schutzengel, weil er sein gutes Herz erkannt hatte, und leitete ihm sein Schicksal. Und als Wilhelm heran wuchs, ward er ein fleißiger Jüngling, und sein Fleiß wurde gesegnet, und er unterstützte seine Mutter in ihrem Alter, und dankte Gott, daß er's konnte.

6.

Palämon und sein Sohn.

Mit tiefdenkender Miene sah der junge Palämon das fallende Laub und den entblätterten Baum. Mit stiller Freude belauschte sein Vater den Tiefsinn des Sohnes, und segnete den frommen Gedanken des Knaben. Leise schlich er sich zu ihm. Da umarmte ihn der gefühlvolle Knabe, und sprach mit Thränen im Auge: „O mein Vater, siehe das fallende Blatt und den entblätterten Baum!" — „Dieß betrübt dich, mein Sohn?" — fragte Palämon — „kannst du die Ordnung der Natur ändern, oder die rastlose Sonne aufhalten?" — „Ach das kann ich zwar nicht, mein Vater!" — sprach der ernste Knabe — „aber der Baum blühte so schön, seine Früchte waren so golden, seine Blätter so schattig — aber siehe ihn nun!" — „Hat dich dieß alles am Baume entzückt, mein Sohn?" — fragte Palämon — „Ach ja, mein Vater!" — „Wohlan denn!" — sprach

der zärtliche Greis — „Der Baum hat seine jährliche Pflicht erfüllt und seine Früchte getragen; gönne ihm nunmehr seine Ruhe! Merke dir aber, mein Sohn: der Herbst deines Lebens kommt nur Einmal; ist dein Lenz blüthenleer, und dein Herbst fruchtlos gewesen, ach dann verblühest du nicht so edel, nicht so bedauernswerth als dieser Baum." — Da schmiegte der empfindsame Jüngling seine Wangen an die Wangen des Vaters, und seine Lehre drang tief in die Seele des Knaben. — Von nun an sah er keinen blühenden, fruchttragenden oder blätterverlierenden Baum, der ihn nicht zu den erhabensten Entschliessungen des Lebens aufgefordert hätte.

7.

Die Reisenden.

Zwey Reisende hatten einen langen Weg durch eine unbekannte Gegend zu machen. Der eine von ihnen war bedachtsam, und überlegte weislich alles, was ein Wanderer zu beobachten hat, um Irrwege und andere Gefahren zu vermeiden. Er befragte aber nur Personen, die des Weges kundig, und verständig genug waren, um ihm die besten Rathschläge ertheilen zu können. So trat er nun mit gutem Muth die Reise an, setzte sie mit steter Besonnenheit fort, bestand glücklich jede Gefahr, und erreichte bald und froh das gewünschte Ziel. — Der andere hingegen war schüchtern und zaghaft, gerieth jeden Augenblick in Verlegenheit, fragte ängstlich jedes Kind, und — kam zuletzt ganz in die Irre.

Unser Leben ist ein Weg durch ein unbekanntes Land. — Wanderer, sey vorsichtig und besonnen, nicht furchtsam und zaghaft! Gott ist dir zur Seite! Ein andermal waren diese Beiden gemeinschaftlich auf einer Reise begriffen, die in einer bestimmten Zeit zurückgelegt werden sollte. Eines Tages verweilten sie zu lange an einem Orte, der für sie besonders große Reitze hatte. Indessen raffte sich ersterer am folgenden Morgen frühe auf, um mit verdoppelter Anstrengung seinen Weg fortzusetzen, und es gelang ihm, zur bestimmten Zeit das Ende desselben zu erreichen. Der letztere aber blieb, wie an diesen Ort gefesselt, mehrere Tage zurück. Endlich machte auch er sich auf den Weg. Aber bald sah er ein, daß er zu lange gezögert, und zu viel Zeit verloren hatte. Darüber ward er muthlos und verdrossen, und vermochte um so weniger, sich anzustrengen, und erreichte nicht des Weges Ziel.

Das Versäumte kann in sehr vielen Fällen noch nachgeholt werden. Nur muß es ohne Aufschub geschehen, dann kann manches noch erreicht werden, was später unerreichbar seyn wird, wenn wir an uns selbst verzagen, und unter gehäuften Schwierigkeiten erliegen. — „Was du thust, das thue bald! Gott ist deine Hülfe!"

8.

Der verarmte Pilger.

„Eine Geschichte möchte ich hören" — sprach ein leichtsinniger Prinz zu seinem weisen Lehrer — „den

ernsten Unterricht verabscheue ich von Herzen." — „Ein Pilger" — hub der Lehrer an — „füllte seine Reise-Tasche mit Speisen und Früchten an, weil sein Weg ihn durch eine lange Wüste führte. In den ersten Tagen umgaben ihn von allen Seiten fruchtbare Gefilde. Da vergaß er der fernen Wüste. Anstatt sich hier Früchte aufzusuchen, und seinen Wasserschlauch auf's neue anzufüllen, öffnete er seine Reise-Tasche, und zehrte von den süßen Speisen, die er bey sich hatte. Endlich kam er an die Wüste. Kaum war er zwey Tage in derselben gereist, als sein ganzer Schlauch leer war. Nun fieng er an zu jammern und zu wehklagen; denn nirgends stach ein Gräschen hervor; alles war mit glühendem Sande bedeckt. Noch zwey Tage duldete er, von Hunger und Durst gequält, unbegreifliche Schmerzen, am dritten fiel er todt zur Erde nieder." — „Das war auch" — fiel ihm der Prinz ins Wort — „ein unverständiger Mann, daß er nicht an die Wüste dachte." „Handelst du weiser?" — fragte ihn der Lehrer mit einem Tone, der den Prinzen durchbebte. — „Du hast eine weite Reise angetreten, sie führt in die Ewigkeit. Jetzt ist die Zeit, wo du Kenntnisse suchen und Schätze der Weisheit sammeln sollst. Aber du scheuest diese Mühe, und willst lieber den Frühling deines Lebens mit unnützen und kindischen Freuden verschwenden. Aber einst wird dich der Mangel aufreiben, wenn der Engel des Todes dir die lange Wüste öffnet, wo nichts als das Licht der Weisheit und der Tugend dir leuchten kann."

9.

Der Garten.

An einem schönen Frühlings-Morgen gieng Damon mit seinem kleinen Sohn in den Garten. Sie betrachteten mit neuer Aufmerksamkeit die Bäume, die Blumen und Pflanzen, die noch vom Thaue glänzten. „Warum steht dieser Baum so schön gerade, und jener dort nicht?" — fragte der kleine Georg seinen Vater. — „Darum, mein Kind" — antwortete der Vater — „weil man jenen in seiner Jugend gezogen, gut angeheftet und ordentlich beschnitten hat, diesen aber nach seiner Freyheit sorglos aufwachsen lassen." — „Warum sind diese Blumen schon so weit hervor, und anderwärts sieht man sie noch nicht?" — fragte Georg weiter. „Darum, weil sie hier Wartung und Pflege haben" — war die Antwort. — „Darauf kommt also wohl viel an?" — sagte Georg ganz bedächtlich. — „Ohne Zweifel" — antwortete der Vater — „und du kannst dir bey dieser Gelegenheit folgende gute Lehre merken: Der junge Baum bist du; wenn ich dich nicht nach deinem Willen schalten und walten lasse, sondern dir sage, was du thun und nicht thun mußt, wenn ich deine Fehler bestrafe, und dich etwas nützliches lernen lasse, und dich in allem folgsam finde, so wirst du in einer guten Richtung aufwachsen, ein guter fruchttragender Baum unter den Menschen werden. Diese Blume aber bist du auch. Ich habe sie mit Sorgfalt gepfleget, in der besten Erde erzogen, und vor den Nachtfrösten geschützt. Wie viele Pflege habe ich bisher und deine Mutter an dich gewandt! mein Sohn! ich hoffe, du wirst

uns auch zur Freude blühen, und deine Stelle dereinst unter den Menschen verdienen, wie diese Blume hier an ihrem rechten Orte steht. — —

10.

Die beyden Bäumchen.

Ein Landmann hatte zwey Söhne, die nur um ein Jahr an Alter von einander verschieden waren. Bey ihrer Geburt hatte er ein paar Aepfelbäumchen von einerley Gattung gepflanzt, die auch auf gleiche Weise gediehen, und so schön aufwuchsen, als man nur ein paar Bäume sehen kann. Als sie nun im Frühlinge beyde mit Blüthen, wie mit einem weißen Tuche überzogen waren, schenkte der Vater jedem den mit ihm gepflanzten Baum, und sagte zu ihnen: „Ihr sehet, beyde Bäume sind von guter Art, aber sie können aus Mangel an Wartung eben so leicht verderben, als sie durch eine sorgfältige Pflege verbessert werden; nach der Art, wie ihr euch diese werdet angelegen seyn lassen, wird euch ihre Fruchtbarkeit belohnen." — Der älteste, Christian war in Wartung seines Bäumchens unermüdet. Er säuberte ihn täglich von den Raupen, die sich häufig einfanden, band ihn an einen Pfahl, daß er keine falsche Richtung bekam, hackte die Erde um ihn herauf daß er die aus den Wolken herabträufelnde Feuchtigkeit desto leichter anziehen möchte; kurz, er war ein wahrer Pflegevater für sein Bäumchen. Michel, sein Bruder, aber that von dem allem nichts, kugelte sich, während sein Bruder arbeitete, den Berg hinunter,

oder balgte sich mit andern Dorfjungen herum, warf sogar manchmal die Blüthen mit Steinen herab, und vergaß seines Baumes endlich so sehr, daß er gar nicht darnach fragte, bis ihm im Herbste Christians Baum einmal in die Augen fiel, der so voll schöner, purpur- und goldfarb durchstreifter Aepfel hieng, daß ohne die sorgfältige Stütze, die dieser ihm zugegeben, seine Last ihn zur Erde würde gebeugt haben. — Aufmerksam über diese reiche Erndte lief er geschwind nach seinem Baume, in Erwartung, daß ihm dieser wenigstens eben so viel geben werde; aber wie erstaunte er, als er lauter kahle Reiser und kaum etliche gelbe Blätter fand! Voll Neid und Unwillen lief er zu seinem Vater: „Vater!" — sagte er — „was habt ihr mir für einen Baum gegeben? — dieß ist ein dürres Besenreis, von dem ich auch nicht eine einzige Frucht brechen kann; aber mein Bruder, — o den habt ihr ganz anders versorgt! befehlt ihm wenigstens, daß er seine Erndte mit mir theile!" — „Mit dir theilen, unnützer Bube?" — versetzte der Vater —„also soll der Fleißige mit dem Müssiggänger seinen Schweiß theilen? — Darbe, und fühle den Lohn deiner Nachlässigkeit, und unterstehe dich nicht, wenn du Christians reichen Segen siehst, über deines Vaters Ungerechtigkeit zu klagen. — Daß dein Stamm so gut und tragbar als deines Bruders seiner war, zeigte dir die Menge seiner Blüthen; — er genießt eines gleich fruchtbaren Bodens; — aber er genoß nicht gleicher Pflege. Christian verfolgte die kleinste Raupe, die er gewahr wurde: du liessest Käfer und Raupen die Früchte schon in der Blüthe verzehren. — Wie die Arbeit, so der Lohn!"

11.

Die beyden Arbeiter.

Bey dem Baue eines Hauses mußte ein Arbeiter Steine zutragen. Unter dem Haufen derselben befand sich ein ausserordentlich großer, welcher aber doch auch mit fortgeschafft werden mußte. Allein, wenn der Arbeiter an diesen kam, so ließ er ihn immer unangerührt liegen, und tr erst die kleinen weg. — Nun beunruhigte ihn aber bey der ganzen Arbeit beständig der Gedanke, daß er doch zuletzt den großen schweren Stein auch noch wegschaffen müßte. Er wollte dieß endlich auch thun, aber da ihn die kleineren Lasten, die er mit Unmuth trug, schon ermattet hatten, so fehlte es jetzt bey ihm an Kräften, die größere fortzubringen. Er mußte also den großen Stein liegen lassen, und weil derselbe mit in sein Taglohn verdungen war, so wurde ihm ein Theil von diesem entzogen, und das mit Recht, weil nicht alles von ihm geleistet war, wozu man ihn bestellt hatte.

Ein anderer Arbeiter hatte auch einen Haufen Steine vor sich liegen. Dieser suchte zuerst den allergrößten aus, und weil er einmal wußte, daß es nicht anders seyn könnte, so trug er diesen vergnügt fort, ob es ihm gleich sauer wurde, denn er freute sich nun schon auf die Erleichterung seiner Arbeit, wenn er an die kleinern Steine kommen würde. Nun gieng ihm auch alles gut von statten, und er war fröhlich bey seiner Arbeit, weil er das Schwerste überstanden hatte. „Welchem Arbeiter wollet ihr glei-

chen, Kinder? — Dem, der das Schwerste bis zuletzt aufsparte? — oder dem, der mit dem Schwersten anfieng?" —

12.

Der Wald und der junge Bauer.

Der Besitzer eines Bauerhofes hatte unter andern ein kleines Stück Waldung, das ihm bey weitem nicht so viel Nutzen trug, als ein gleich großes Stück Ackerfeld gebracht haben würde. Er trug daher seinem ältesten Sohne auf, die Bäume abzuhauen und auszurotten. Der Jüngling gieng; doch als er die ganze weite Strecke Landes übersah, dachte er unwillig: dieß ist eine Arbeit, mit welcher ich lebenslang nicht fertig werden kann! Unmuthig warf er sich unter einen Baum, und brachte den Tag mit Murren, Schlafen und Nichtsthun zu. So fand ihn der Vater, und sah bald, worin er gefehlt habe. Statt auf den Ungehorsamen zu schmälen, wie der Sohn schon vermuthet hatte, sagte er selbst: „Du hast recht; diese Mühe ist für einen einzigen Menschen allzugroß. — Aber was meinst du? — Getraust du dich wohl jenen Winkel von ungefähr zwanzig Schritten ins Gevierte ohne Gehülfen zu säubern?" — Der Jüngling war willig dazu! griff das Werk sogleich an, und ward nach acht oder zehn Tagen damit fertig. „Wie? wenn du es noch mit jenem Stücke, das nicht größer seyn wird, auch versuchtest?" — fragte der Vater — und fand gleiche Bereitwilligkeit, gleichen Erfolg. So gieng es noch

sechs- oder siebenmal, und ehe der Sommer verflossen war, lag der Wald darnieder.

Beym Anblicke einer großen Arbeit verzage nicht schnell oder gänzlich. Greife sie allmählig an, und du wirst sie allmählig desto sicherer, desto leichter überwinden. — Es ist wenig in der Natur, was anhaltender menschlicher Thätigkeit unmöglich fiele.

13.

Hänschen und der Gärtner.

Hänschen kam aus der Schule, und gieng in seines Vaters Garten. Noch standen ihm die Thränen in den Augen, weil er abermals, was der Lehrer vorgetragen hatte, nicht hatte fassen können. „Ja" — sprach er — „wenn ich meine andern Mitschüler ansehe, wie ihnen das alles in den Kopf fliegt, und ich, ich sitze immer da, und kann nichts; o der dumme Kopf, den ich habe!" — Der Gärtner, ein verständiger Mann, der dem kleinen Hänschen hinter der Hecke zugehört hatte, kam hervor und ergriff den Knaben bey der Hand, und sprach zu ihm: „Glaubst du wohl, liebes Hänschen, daß diese Kirschenbäume, die so voll Kirschen da stehen, sonst auch hier gestanden und so viel Früchte getragen haben?" — Hänschen: „Doch wohl!" — „O nein" — antwortete der Gärtner. — „Vor langen Zeiten da war dieß nicht so. Da wuchs hier nichts als Disteln und anderes Unkraut unter einander. Da wandten die Leute alle ihre Kräfte an, den Erdboden dahin zu bringen, daß er fruchtbar würde. —

Da holten sie aus andern Ländern Bäume und andere Gewächse, und pflanzten sie an. — Nun hatten sie Bäume, aber was machten sie für Augen, da sie nicht so viele Früchte sahen, als sie sich eingebildet hatten! Sie ließen jedoch nicht ab, machten das Erdreich immer fruchtbarer und fruchtbarer, verdoppelten ihren Fleiß, und siehe da, endlich gelang es ihnen! Ihre Wünsche waren erreicht, und ihre Bäume trugen die schönsten Früchte. — Siehe, so mache du es auch, Hänschen! Du hast einen Kopf, sagst du, der nicht gleich alles fassen will. Laß nicht ab! sey immer fleißiger, gib dir alle mögliche Mühe, die Sachen zu begreifen, und du wirst doch endlich etwas lernen. Durch Fleiß hat es mancher mittelmäßige Kopf oft weiter gebracht, als die besten Köpfe, die ihre guten Anlagen nicht gehörig anwandten, und zu viel Vertrauen auf ihre Fähigkeiten setzten." — Hänschen drückte dem alten Gärtner die Hand, gieng still fort, war von der Zeit an sehr fleißig, und wenn ihm einmal etwas zu schwer däuchte, so ließ er doch nicht in seinem Fleiße nach, und übertraf endlich viele seiner Mitschüler an Kenntnissen und Wissenschaften.

14.

Der wohlthätige Richter.

Ein reicher Geitzhals vergrub sein ganzes Vermögen auf seinem Felde. Er war von seinen Feinden bemerkt worden, die es unverzüglich dem Kadi (Stadt-Richter) hinterbrachten, und ihm riethen, den Schatz

wegnehmen zu lassen. Er that dieß, und ließ die entdeckte Summe in seinem Hause verwahren. Der Geizige erfuhr bald, welch' Unglück ihm begegnet seye; allein er wagte es nicht, sein Eigenthum zurück zu fordern. Er fieng daher an, emsig zu arbeiten, um sich und seine Familie zu ernähren. Seine Geschäfte hatten den erwünschten Fortgang, und in wenigen Jahren war er eben so reich wie vorher. Jetzt ließ ihn der Kadi zu sich fordern. Der Geizige erschrack, denn er fürchtete nichts geringeres, als daß er zum zweytenmal arm werden würde. Doch er mußte gehorchen. Allein wie erstaunte er, als der Richter ihn also anredete: „Meine Absicht ist erreicht, aus welcher ich dir den Schatz weggenommen habe; Du hast Fleiß und Arbeitsamkeit gelernt, und bist ein thätiges Mitglied des Staates geworden. Hier nimm das Deine zurück! — meine Hand hat es nicht vermindert. Aber vergiß nicht, daß nur Treue und Eifer in Anwendung unserer Kräfte, und nicht Geld und Vermögen uns vor Armuth und Noth schützen kann."

15.

Der junge Pamelon.

„Wozu nützt es, lieber Vater" — sagte der zehnjährige Sohn des weisen Hirten Pamelon — „wozu nützt es, daß wir mehr Schafe auf der Weide haben, als wir zur Milch und zur Wolle bedürfen? — Oder daß wir unser Netz mit mehr Fischen aus jenen angenehmen Bächen anfüllen, als wir zu

Speise gebrauchen? — Oder daß wir täglich dem Hirsche und dem geschwinden Hasen nachstellen, da wir doch nur an den seltenen Festen der Aerndte oder der Weinlese ihr Fleisch essen? — Warum, mein Vater, bringst Du diesen Ueberfluß zur Stadt, und gibst ihn den Menschen, die in den hohen Häusern wohnen, und aus Trägheit nicht selbst sich Nahrung suchen wollen, und erhältst von ihnen Geld dafür, welches Du dann sorgfältig verschließest, und es doch niemals gebrauchest?" — „Mein Kind" — antwortete ihm der weise Pamelon — „nur wenige Jahre hast Du meine Handlungen mit Aufmerksamkeit beobachten können. Die Erfahrung wird dich schon lehren, welch' einen edeln Gebrauch man vom erworbenen Gelde machen könne." Wenige Tage darauf kam der Knabe vom Felde zurück, und führte einen dürftigen Greisen an seiner Hand. „Ach siehe, mein Vater!" — so schrie mit Weinen der gefühlvolle Knabe — „welch' armer Mann! — Die Fluthen haben ihm sein Haus weggeschwemmt, alles was er hatte, ihm grausam genommen, ach! — seine Kinder, die ihm sein Alter zur Freude machten, ihm entrissen, und nun hat der arme Greis in einem ganzen Tage nichts zu essen gehabt. Ich fand ihn an der Thüre unsers armen Nachbars Amyntas." — „Ach" — so sprach weinend der Redliche zu dem Greisen — „nie hab' ich's bedauert, daß Gott mir nicht mehr gegeben, als was ich zur täglichen Nahrung bedarf. Aber ach! hätte ich doch jetzt Reichthümer, um sie dir zu geben! — Kaum hatte ich's gehört, so dacht' ich, dieß seye der edle Gebrauch des Geldes, von dem Du neulich sagtest. Freudig bringe ich den armen Greisen zu Dir;

o könnte unser Geld ihn glücklich machen!" — Pamelon freute sich über die Rede des Knaben, und küßte die Thränen des Mitleids von seinen Wangen. Er gab dem Greisen die Hälfte seines Geldes, und nahm ihn in sein Haus auf; zu dem Knaben aber sagte er: „Siehe, mein Sohn, dieß ist der Lohn des Fleissigen; seine Arbeit gibt ihm das größte Glück des Menschen, das — Andere glücklich zu machen."

16.

Der junge Taxus und der Gärtner.

„Was habe ich doch dir zu Leide gethan" — sagte ein junger Taxus zu dem Gärtner, der ihn eben beschneiden wollte, daß Du immer so hartherzig mit mir umgehest? — Ich kann dir fast niemals zu Danke wachsen. Alle jungen Sprößchen, die ich treibe, schneidest du mir ab, unter dem Vorwande, daß sie mich verstellen. Meine Brüder erfahren deine Härte nicht so, da sie es doch wohl weit nöthiger hätten, als ich, daß sie in guter Zucht gehalten würden. Sieh nur, wie der zu meiner Rechten sich rund herum ausbreitet, und ganz dick wird. Den lässest du so rund, und nimmst ihm nur hier und da ein Aestchen, welches gar zu weit hervorgeschossen ist. An mir aber sind dir bald die vier Höhlungen zu schwach, die schneidest du denn tiefer aus; bald sind dir die Ecken nicht scharf genug, da nimmst du mir wieder etwas; bald wachse ich dir an den Kugeln, bald an dem Fußgestelle, und bald an der Spitze nicht recht. Ueberall hast du etwas an mir

zu säubern und abzuschneiden. Dadurch werde ich denn immer schwach, klein und unansehnlich, weil du mir niemals meinen besten Wachsthum lässest, wodurch ich groß werden und mich vor andern ausbreiten könnte. Ja wenn ich noch so krumm und buckelig wäre als meine Brüder da, so hättest du wohl Ursache, mich so scharf zu halten. Aber bin ich nicht von selbst schön, ordentlich und hoch gewachsen? — Warum lässest du meinen Wuchs nicht so fortgehen? — ich werde gewiß nicht verwildern." — „Das denkst du wohl, liebes Kind" — antwortete endlich der Gärtner — „Wenn ich dich aber nur Einen Herbst oder Einen Frühling unbeschnitten ließe, so würdest du dein schönes Ansehen gar bald verlieren. Es ist wahr, du bist von Natur schön und wohlgewachsen; aber durch meine Zucht und Sorgfalt wirst du noch schöner werden. Wie strenge ich dir auch vorkomme, so gereicht doch Alles zu deiner Zierde, und du solltest mir Dank dafür wissen. Aber!" — Indem kam ein vornehmer Herr in den Garten, bewunderte den schönen Taxus, und kaufte ihn für vieles Geld, damit er die vornehmste Zierde seines Gartens seyn möchte.

17.

Die Abend-Kühle.

An einem schönen Sommer-Abende kehrte Gottfried, ein treuer Arbeiter, vom Felde heim. Der Tag war schwühl, und die schwere Arbeit hatte seine Kraft erschöpft. Mehrere seiner Mitarbeiter hatten sich's leicht und bequem zu machen gesucht, hatten oft ge-

ruhet, und es gern gesehen, wenn er, der immer unverdrossen war in seiner Arbeit, das Schwerste übernehmen wollte. — Froh und herzlich begrüßte er sein treues Weib und seine guten Kinder. „Gottlob!“ — sprach er — „ich freue mich, euch gesund und froh wieder zu sehen! — Auch ich bin gesund und recht von Herzen vergnügt.“ — „Aber lieber Vater, du bist doch wohl sehr ermüdet?“ — „Freylich“ — erwiederte er — „Es ist ein heißer Tag gewesen, und die Arbeit war schwer. Aber wie sanft werde ich nun hier bey euch Lieben in der freundlichen Hütte ruhen!“ — So sprach der rechtschaffene Vater, und sein treues Weib brachte ihm Speise und Trank, und er labte sich, und preisete Gottes Güte. Nun giengen sie noch miteinander ein wenig in's Freye, und lagerten sich auf dem weichen Rasen vor der Hütte, und der müde Vater erfrischte sich in der erquickenden Abendkühle bis zum Schlafengehen. Da legte er sich dann dankend nieder, und freuete sich voll Gott-Vertrauens auf den neuen Morgen.

Das Leben des frommen, in seinem Berufe unverdrossenen Mannes gleichet wohl einem heißen Tage; aber gleicht nicht sein Alter und sein Ende auch dem schönsten Abend?

18.

Das Kornfeld.

Der Sommer-Mond hatte die Saaten des Feldes gereift. Die vollen Aehren rauschten im Winde, und der Landmann war schon hinausgegangen zu sehen,

ob er die Schnitter senden müße. Er bedachte den Platz seiner Scheuer, berechnete bey sich den Gewinn, den ihm der Reichthum seines Feldes bringen sollte. Denn er war reich; aber sein Herz war ungenügsam und karg, und voll irdischer Sorgen. Da nahete sich ihm der weise Lehrer der Gemeinde, und sagte: „Die Erde bringet auch dieses Jahr reichlich das Brod hervor. Die Aehren sind schwer, und bald werden die Schnitter reiche Garben binden!" — „Wohl wahr!" — erwiederte dee Landmann — „man hätte kaum ein gesegneteres Jahr erwarten mögen, das Land wird die Aussaat vielfältig wiedergeben." — Da antwortete der edle Pfarrer und sprach: „Möchte denn auch der vernünftige Herr der Erde die todte Scholle, die er beackert, nachahmen! Sie empfängt nur des Samens ein wenig, und erstattet ihn vielfältig. Der Mensch empfieng so viel, und bringet oft so wenig!" — Diese Rede traf das Herz des kargen Ackermanns, und verdroß ihn, und er vernahm sie mit finsterer Stirne, und gieng von dannen.

Denn die gute Lehre des weisen Mannes dünket dem bösen Herzen ein herber Spott, und ist ihm eine bittere Wurzel.

19.

Der junge Hirte.

Ein junger Hirte hatte die Unart, seine Nachbarn oft unnöthig in Angst zu versetzen. „Ein Wolf! — ein Wolf!" — rief er dann überlaut, und wann alle Hirten nun herbey eilten, stand er ganz ruhig

da, und lachte. Einigemal gelang es ihm; aber bald kam es dahin, daß Niemand ihm mehr glaubte, und siehe, gerade dann brach wirklich ein Wolf in seine Heerden ein. „Zu Hülfe, liebe Freunde! zu Hülfe! — ein Wolf, wahrhaftig ein Wolf!“ — schrie er ängstlich seinen Nachbarn zu. Sie hörten ihn, blieben aber ruhig in ihren Hütten, und unversehrt konnte der Wolf einen Theil seiner Schafe erwürgen.

„Fliehet Lügen sorgfältiger als Feuer! — Der Lohn der Lügner ist, daß man selbst dann ihnen nicht glaubt, wenn sie Wahrheit sprechen.

20.

Sophron und Alexis.

Der junge Sophron versicherte, daß er auf zehn Ellen weit das leichteste Kratzen einer Nadel hören könne. „Das ist unmöglich“ sagte Alexis, und berief sich sogleich auf den Euphronius, der mit ihnen gieng. „Ob ich gleich nicht glaube“ — versetzte Euphronius — „daß Sophrons Gehör schärfer ist als das deinige, so mißbillige ich doch deine übereilte Entscheidung in Ansehung der Unmöglichkeit einer Sache, die du so wenig verstehst. Du bist mit der Natur des Schalles und den verschiedenen Mitteln, durch die er kann verstärket oder in seinem Fortgange beschleuniget werden, ganz unbekannt: und die Bescheidenheit sollte dich in einem solchen Falle lehren, dein Urtheil so lange zurückzuhalten, bis du dießfalls eigene und nöthige Untersuchungen angestellet hast. Jetzt zeigt sich eine

Gelegenheit, die dem Sophron das erlangte Vergnügen verschaffen wird. Halte dein Ohr an das eine Ende dieses langen Zimmerbalkens, und ich will an dem andern Ende mit einer Nadel kratzen." Alexis horchte, und hörte den Klang ganz deutlich: welcher, da er durch die Röhrchen des Holzes fortgeführet wurde, sich so an Laut vermehrte, als ob er in eine Trompete oder in ein Jagdhorn gesprochen würde.

Zweifelsucht und Leichtgläubigkeit sind auf gleiche Weise der Erweiterung unserer Erkenntniß nachtheilig. Die erstere kommt aller Prüfung zuvor, und die letztere schließet sie aus. Die eine macht, daß die Seele nie zur Erkenntniß der Wahrheit und des Lichts gelangt, und die andere, daß sie in trauriger Unwissenheit verbleibt!

21.

Der Verwalter und der Bauer.

Einst begegnete ein kluger Verwalter einem jungen Bauer auf dem Felde. Dieser war traurig, und gieng mit tief gebeugtem Haupte. „Was fehlt euch, mein Freund?" — fragte der Verwalter. „Ich bin" — antwortete der Bauer — „so voll Sorgen und Kummer, daß meine Saat nicht fortkommen will." Der Verwalter sprach hierauf: „Das sind ja ganz unnöthige Sorgen, die schlagt euch nur aus dem Sinne, es gibt der nöthigen genug. Wie könnt' ihr um Dinge sorgen, die nicht in eurer Gewalt stehen? — Wird durch alle eure Sorgen eure

Saat besser? — Ich sorge nur dafür, daß ich meine Pflicht gewissenhaft thue. Ich lasse die Felder meines Herrn gehörig ackern, von Wurzeln und Unkraut reinigen, gut düngen und gut besäen. Dann übergebe ich das Uebrige Gott, und denke: ackern und säen, pflanzen und begießen können wir wohl, aber von Dir, o Gott, kommt das Gedeihen. So gehe ich fröhlich an meine Arbeit, und bin guten Muthes. Sehet, Freund, der Mensch soll nur dafür sorgen, daß er seine Pflicht thue, wenn er die gethan hat, sorgt Gott für das übrige." — Alle eure Sorgen werfet auf den Herrn, denn Er sorget für euch *).

22.

Der böse Kaspar und sein Vater.

Eine Mutter kam traurig nach Hause, und klagte es dem Vater wehmüthig, sie habe hören müssen, daß einer von ihren Söhnen ein armes Kind geschlagen habe. „Dieß" — setzte sie hinzu — „hat gewiß unser loser Kaspar gethan: aber er wird es läugnen, wenn wir ihn darüber zur Frage stellen." „Ich will ihm" — antwortete der kluge Vater — durch Fragen keine Gelegenheit zum Lügen geben, und doch auf die Wahrheit kommen." Sie giengen darauf zum Nachtessen. Kaspar war während desselben ganz still und zahm, er aß wenig, und redete noch weniger; er sah die Eltern, die ganz betrübt da saßen, selten und nur mit verstohlenen Blicken an.

*) 1 Petri 5, 7. Ps. 37, 5.

Die Söhne giengen dann zu Bette. Sie schliefen jeder in einem besondern Bette, aber alle in Einer Kammer. Etwa in einer halben Stunde darnach, als sie schlafen gegangen waren, kam der Vater in die Kammer. Er machte mit Fleiß die Thüre rasch und laut auf. Kaspar sprang gleich aus dem Bette heraus, und schrie voll Furcht: „Was ists? — Was gibts?“ — „Nichts“ — antwortete der Vater — „ich habe nur sehen wollen, ob ihr schon schlafet.“ Die zwey andern Brüder schliefen schon ganz sanft und gut, und wurden erst durch Kaspars Geschrey aufgeweckt. Der Vater gieng wieder fort. Des andern Tages nahm der Vater in Gegenwart der Mutter und der Kinder den Kaspar vor, und sagte zu ihm: „du hast gestern ein armes Kind geschlagen!“ — Kaspar glaubte, es wäre schon alles entdeckt, und fieng an sich zu entschuldigen: „Ja, das Kind hat mich auch“ — Der Vater ließ ihn nicht weiter reden. „Kind!“ — sagte er — „warum machest du mir und deiner Mutter so viel Verdruß und Kummer? — Gestern hieß es, einer von unsern Söhnen habe ein armes Kind geschlagen; wir wußten es noch nicht, wer es von euch gethan hätte. Da ich dich aber bey dem Essen so traurig und furchtsam sah; und noch mehr, da du vor Unruhe nicht schlafen konntest, und dich dein böses Gewissen, sobald ich die Thüre öffnete, aus dem Bette trieb, konnte ich genug abnehmen, daß du der Schuldige wärest. Siehe, so elend macht sich der Mensch, der Böses thut. Du bist schon durch deine Angst und Unruhe gestraft worden; nun mußt du auch noch dem armen Kinde was zu Gute thun, und so den Fehler ersetzen. — „Was willst du thun?‘ — Kaspar erkann-

te seinen Fehler, und versprach Alles zu thun, was der Vater befehlen würde.

23.

Eine schwere, aber höchst nothwendige Kunst.

Ein gewisser Pfarrer, der oft in die Schule kam, und mit den Kindern so ziemlich zufrieden war, sagte einst zu ihnen: „Kinder! übermorgen am Donnerstage führe ich euch spazieren. Wir werden fast zwey Stunden weit, und in den schönen Garten gehen, der unserm Herrn Landvogte zugehört. Der hat, wie ihr wisset, gute Kinder lieb: er ließ mich und euch dahin einladen. O da werdet ihr allerley schöne Sachen, Blumen und Früchte sehen, die ihr in eurem Leben noch nie gesehen habt. Ich hoffe, ihr werdet euch gut und artig betragen. Reisset im Garten nichts ab; dankt für alles, was man euch vorsetzen wird. Um 8 Uhr kommen wir in der Schule zusammen!" — „Ja, ja," — riefen alle Kinder, — wir werden uns gewiß gut aufführen!" — Sie waren schon voller Freude. „Wenn es nur bald Donnerstag wäre!" — Sie zählten alle Stunden, alle Augenblicke. Der erwünschte Tag kam. Es war der schönste Morgen. Die Kinder fanden sich frühzeitig in der Schule ein. Die meisten hatten ihre besten Kleider an. Sie fragten den Herrn Pfarrer noch um dieses und jenes. Sie konnten nicht mehr ruhig stehen, bis er endlich seinen Hut und Stock nahm. Und nur zur Thüre hinaus,

und — da geblieben! Gerade in diesem Augenblicke kam vom Herrn Landvogte eine Bothschaft: „Er lasse sich dem Herrn Pfarrer empfehlen, und um Vergebung bitten: er sey heute Nacht von einem so heftigen Seitenstechen überfallen worden, daß er unmöglich vom Bette aufstehen könne; der Herr Pfarrer möchte also die Kinder zu einer andern Zeit, wo er auch dabey seyn könnte, hinausführen." Die Kinder stunden da, wie vom Blitze getroffen. Alle hiengen den Kopf, einige wurden sehr verdrossen und traurig. „Gehen wir also nicht?" — hieß es: — „wird nichts daraus? — daß er gerad' heute Nacht krank werden mußte!" — Der Pfarrer hieß die Kinder in die Schule zurückkehren, und hatte Mühe genug, sie zur Ruhe zu stellen. Endlich nach einer Viertelstunde, da Alles still war, fieng er also an: „Liebe Kinder! ihr seyd ganz traurig und verdrossen, daß ihr heute nicht in den schönen Garten gehen könnet. Ich hätte euch wohl auch diese Freude vergönnt; aber nun ist es einmal so, und wir können es nicht ändern: aber wir können und sollten uns diesen Vorfall zu Nutzen machen. Nun hört, was ich jetzt euch sage; merkt jetzt besonders auf! — Kinder! — was euch heute wiederfahren ist, das wird euch in eurem künftigen Leben noch tausendmal begegnen. Ihr werdet euch bald auf dieses, bald auf jenes ungemein freuen; aber eure Freude wird oft plötzlich zu Wasser werden. Oft in dem Augenblicke, da ihr meint, dieses oder jenes Glück zu erhaschen, wird der liebe, unendlich weise Gott ganz unvermuthet einen Strich durch eure Rechnung machen. Es gibt keinen einzigen Menschen auf Er-

den, dem Alles nach seinem Wunsche geht. Warum aber unser himmlischer Vater manches ganz anders fügt und ordnet, als wir es wünschen, können wir oft nicht wissen; nur dieses wissen wir, daß Er es allezeit gut mit uns meint. Vielleicht wird heute noch schlimmes Wetter einfallen, und Nachmittag ein Platzregen kommen; dann wären im Heimgehen eure besten Kleider verderbt worden. Vielleicht wartet heute auf euch zu Hause eine größere Freude, die ihr indessen würdet versäumt haben. Vielleicht aber — wie ich schon sagte, wir können die allweise, unendlich gütige Vorsehung nicht ergründen. Gott läßt oft etwas zu unserm Besten geschehen, das wir erst lange nachher, oft erst gar in dem künftigen Leben erkennen werden; was wir oft für ein großes Unglück halten, ist das größte Glück für uns. Wir sehen meistentheils nur auf das Gegenwärtige, auf ein zeitliches Glück oder sinnliches Vergnügen, aber Gott sieht auf das Zukünftige. Er sieht — merkt euch dieses besonders! Er sieht in Allem auf unser wahres, höchstes Gut: auf Tugend und Seligkeit. Lernet also, liebe Kinder! — die schwere, aber höchst nothwendige Kunst, euch selbst zu überwinden. Gewöhnet euch jetzt schon von Jugend auf daran, Alles, was der liebe Gott über euch verhängen wird, mit kindlichem Vertrauen auf seine weise Vorsehung anzunehmen, und mit standhafter Gelassenheit, mit vollkommener Ergebung in seinen heiligsten Willen zu ertragen. Ich werde davon mit euch noch öfters reden." — Die Kinder waren sehr still und aufmerksam. Ein größeres Mädchen sagte sogar: „Wenn wir heute in den Garten

gegangen wären, so hätten wir jetzt diese schöne Lehre nicht gehört!" —

24.

Die Mücke im Pallaste.

Eine Mücke nahm, da es in der freyen Luft kühl zu werden anfieng, in einer menschlichen Wohnung ihre Zuflucht. Zuerst kam sie in das Haus eines Bauern, doch da sie fast in jeder Ecke ein Spinngewebe erblickte, und gar wohl wußte, wie schädlich dieses Thier ihrem Geschlechte sey, flog sie erschrocken wieder hinweg, und kam in einen Pallast, der dem Herrn des Dorfes gehörte. „Ha" — rief sie freudig, — „wie sicher bin ich hier! — nirgends sehe ich jenes mörderische Gespinnste. Wie behaglich ist mir die laue Wärme des Gemachs! — Hier will ich leben, bis der Sommer zurückkehrt." — Des Abends zündete man in eben diesem Saale wohl sieben Kerzen an. Der ungewohnte Glanz gefiel der Mücke. Sie flog bald da, bald dorthin. In wenigen Augenblicken waren ihre kleinen Flügel versengt. Sie fiel herab und starb. Nicht den nächsten Tag, geschweige den nächsten Sommer sah sie wieder.

Glaube nicht schon aller Gefahr entgangen zu seyn, wenn du einer entfliehest. Durch's ganze Leben lauschen aus jedem Winkel her Unfälle auf denjenigen, der seiner selbst vergißt.

Karl hüpfte unvorsichtig und fiel. Ein tiefes Loch am Kopfe brachte ihn dem Tode nahe. Er genas. „Nun weiß ich doch, wovor ich mich hüten muß" —

sprach er; — trank wenige Tage nachher auf die Hitze, erkrankte von neuem, und mußte jetzt in's Grab.

25.

Der unwürdige Freund.

„Als ich noch jung und in der Welt unerfahren war“ — hub Vater Timotheus eines Abends an — und die jungen Leute aus der Nachbarschaft saßen um ihn her, und horchten aufmerksam seiner Erzählung zu, — „hatte ich einen Freund, dem ich sehr zugethan war. Er hatte durch Schmeicheleyen mich an sich gelockt, und mich durch seine Freundlichkeit und Heiterkeit ganz eingenommen. — Wirklich erhielt ich durch ihn anfangs Alles, was ich mir zu meinem Vergnügen nur wünschte. Eine Zeitlang währte dieß, und ich war froh, einen solchen Freund zu haben. Aber allmählig änderte sich meine frohe und glückliche Verfassung. Es trat manche Verlegenheit ein, die für mich peinlich war. Ich büßte nach und nach an meiner Gesundheit, an meinem Vermögen — aber vor allem an meiner Gemüthsruhe ein, ich konnte an Gott nicht mehr mit Freudigkeit denken, und ich fühlte mich dadurch sehr elend. Da begegnete mir mein Freund. „Du mußt mir helfen!“ — rief ich ihm entgegen. — „Laß dir erzählen, in welchem traurigen Zustande ich mich befinde.“ — Ich wollte weiter reden. — „Thörichter Junge!“ — fiel er mir ins Wort — „was hast du vor? — Wozu nützen finstere Grillen? — Komm mit mir; wir wollen sie vertreiben und uns aufheitern.“ So zog er fast mit Gewalt mich fort. Nun zerstreute ich mich zwar in seiner Gesellschaft, so daß

ich nicht an meine Noth dachte. Aber Abends in der Stille kehrte ich zur ernsten Besinnung zurück, und fühlte mich nur um so elender. Als ich am folgenden Tage wieder zu ihm kam, und ihm mit Thränen mein Geschick klagte, und ihm vorhielt, daß er Schuld habe an meinem Verderben, lachte er auf, und rief mit bitterem Spotte: „Schade, daß deine Weisheit so spät kommt! — Das hättest du früher wissen, und mich zu deinem Freunde nicht wählen sollen!" — „Schändlich! abscheulich!" — riefen die jungen Leute, die umher saßen. — „O! der Falsche! der abscheuwürdige Verräther! Da wirst du doch den Umgang mit dem Unwürdigen ganz abgebrochen haben?" — „Auf immer" — erwiederte der alte Vater Timotheus. — „Freylich kostete es viel, von ihm mich loszumachen; denn er lockte mich immer von neuem durch allerley angenehme Vorschläge und Versprechungen. Aber ich hatte ihn nun einmal kennen gelernt, und hatte fest beschlossen, ihn auf immer zu meiden. Und ich hielt fest an meinem Entschluß." — „Hast du denn, Vater, seit der Zeit" — fragten sie — „weiter nichts von ihm vernommen? — Lebt er noch, oder ist er vielleicht längst schon gestorben?" — „Er lebt noch" — antwortete Vater Timotheus — „und ich fürchte nur zu sehr, er wird suchen, auch euch zu hintergehen, darum seyd auf eurer Huth!" — „O!" — sprachen sie — „das wird nichts zu sagen haben. Ist er doch gewiß schon alt und abgelebt!" — „Alt und abgelebt ist er keineswegs" — war die Antwort. — „Er ist noch eben so jugendlich als zuvor; noch eben so schmeichelnd, so lachend, so scherzend, so keck, so spottend, als er's von jeher war. Noch immer treibt er in der

Welt sein Werk fort, und stellt unerfahrnen und oft sehr guten Menschen nach." — Und die Jünglinge sahen einander an, und sannen der Rede des Greises nach, aber die letzten Worte begriffen sie nicht. „Soll ich euch" — sprach der Alte — „seinen Namen nennen? — Ja der Leichtsinn ist wie ein verrätherischer falscher Freund, der erst schmeichelt, und viel Gutes und Angenehmes verspricht, nachher aber den Bedauernswürdigen, der durch ihn sich bethören ließ, mit bitterem Hohne dem Verderben überlässet. Weise ist, wer ihn kennet, und bey Zeiten fliehet!" —

„Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und habe Gott vor Augen und im Herzen, so wird die Weisheit dir gegeben werden vom Himmel."

26.

Die Rose.

Der Alles belebende Strahl der Frühlings-Sonne hatte in Luischens Gärtchen die erste Rose hervorgelockt. Freudig hüpfte das Mädchen herbey, um sie zu küssen, und siehe da, an der Wand hinter der Blume standen die Worte: „So blüht die Jugend; so strahlt die Unschuld; so lacht die Freude." — Eine Freuden-Thräne netzte die Blume, und Luischen schied heiter von ihr. Nach einigen Tagen kam sie wieder zu der Stelle; aber schon neigte die Blume das matte Haupt, und hinter ihr stand geschrieben: „Schnell welkt die Jugend; leicht stirbt die Unschuld; kurz blüht die Freude." Eine Thräne der Wehmuth fiel auf die welkende Blume, und Luischen gieng

nachdenkend hinweg. Am folgenden Abend wagte sie es noch einmal, die Blume aufzusuchen, aber Himmel! — welche Veränderung! — die Rose war entblättert, und hinter ihr die Inschrift: „Nütze die Jugend; bewahre die Unschuld; hasche die Freude!" — Eine helle, große Thräne, die Thräne heiliger Entschliessung netzte die am Boden liegenden gelben Blätter, und Luischen sank mit frommen Vorsätzen in die Arme des hinter ihr stehenden Vaters.

27.

Der fromme Derwisch.

Ein Derwisch, der im Rufe einer großen Heiligkeit lebte, kam in die Bude eines Zuckerbäckers. Dieser beeiferte sich, den heiligen Mann auf's beste zu bewirthen, und setzte ihm ein Gefäß mit Honig vor. Kaum war es aufgedeckt, so stürzte ein Schwarm von Fliegen darüber her. Der Zuckerbäcker ergriff den Wedel, um sie zu verjagen. Die Fliegen, die am Rande des Gefässes geblieben waren, retteten sich mit leichter Mühe; allein die meisten, welche ihre Begierde in die Mitte gelockt hatte, klebten am Honig, und wurden ein Opfer des Todes. Der Derwisch beobachtete dieß Schauspiel mit aufmerksamen Blicken, und nach einigem Nachdenken sagte er seufzend: „Dieß Gefäß ist die Erde; diese Fliegen sind ihre Bewohner; die am Rande blieben, gleichen den Weisen, welche den Freuden Schranken zu setzen wissen, und sie mäßig zu kosten sich begnügen; die Menge, die in die Mitte des Honigs flog, ist das Bild der Unbesonnenen, die ihren Leidenschaften den

Zügel lassen, und ohne Rücksicht und Rückhalt den Lüsten nacheilen. Wenn der rasche Flug des Todes-Engels über die Erde rauscht, werden die Menschen, die nur am Rande des Gefässes dieser Welt sich aufhalten, mit leichtem Schwunge und freyen Fittigen sich losreißen, und in das Land der Himmel emporschwingen können, aber die Sklaven der Ausschweifungen werden tiefer in den Pfuhl der Laster hinabsinken, und ein Raub des Abgrunds werden."

28.

Das Nelkenbeet.

„O Mütterchen! gib jedem von uns ein Blumenbeet, das uns zugehöre, mir eins und Gustav eins, und Allwina eins, und jeder pflege dann des seinigen!" — So sprach der kleine Fritz zu seiner Mutter, und die Mutter gewährte ihm seine Bitte, und gab jedem ein Blumenbeet voll schöner Nelken. Und die Kinder freueten sich über die Maaßen, und sprachen: „Wenn erst die Nelken blühen, das wird eine Herrlichkeit seyn!" — Denn es war noch nicht die Zeit der Nelken, sondern sie hatten erst Knospen gewonnen. — Aber der kleine Fritz war ungeduldig in seinem Gemüthe, und konnte die Zeit der Blüthe nicht erwarten, und er wünschte, daß sein Blumenbeet zuerst vor allen andern blühen möchte. Da trat er hinzu, und nahm die Knospen in seine Hand, und beschauete sie in ihren Windeln, und freute sich sehr, wenn aus der grünen Hülle schon ein Blüthen-Blättchen roth oder gelblicht hervorschimmerte. — Aber es währte ihm zu lange. Fritz brach die Knospen

auf, und lösete die Blättchen allzumal auseinander. Nun rief er mit lauter Stimme: „Sehet meine Nelken blühen!“ — Allein als die Sonne darauf schien, neigten die Blumen ihre Häupter, und trauerten sehr, und standen zerzaust und welk, ehe es Mittag war. Und der Knabe weinte um sie. Aber die Mutter sprach: „Ungeduldiges Kind! — mögen dieses die letzten Freuden deines Lebens seyn, die du durch eigene Schuld dir verdirbst. Dann hast du die schwere und große Kunst zu warten nicht zu theuer erkauft.“

29.

Die Rose, das Veilchen und der Knabe.

Auf eines Hügels schönster Stelle stand ein vollblühender Rosenstrauch, und glänzte dem Wanderer im Thale prachtvoll entgegen, in der Farbe der Freude. In kleiner Entfernung, im Schatten einer Hecke, duftete das bescheidene Veilchen prunklos und still. Ein muthwilliger Knabe flatterte umher in der Gegend, sah die prangenden Rosen, und flog nach dem Strauche, um eine zu brechen, und muthwillig zu zerstören. Aber verwundet zog er seine Hand zurück, und schalt auf die verletzenden Dornen, die dieser Schönheit so gefährliche Waffen liehen. Er gieng. Bald entzückte ihn der süße Geruch des Veilchens. Bewundernd blieb er stehen; aber sein Blick suchte vergebens die Stelle, wo es so anspruchlos blühte. Er gieng vorüber. „Ach warum“ — seufzte die Rose — „entwürdigt die Natur meine Schönheit durch die häßlichen Dornen, die Jeden, der sich voll Bewunderung mir naht, so grausam zurückschreckt?

Er folgt, mich vergessend, dem süßen Dufte des Veilchens, das so schuldlos blüht, und, ohne zu schaden, entzückt!" — „Verkenne nicht die Wohlthat der Natur" — rief das Veilchen — „sie gab dir die Waffen, welche auf dieser Stelle, wo deine Schönheit so herrlich jedem Auge entgegenstrahlt, dir so nöthig sind, damit das Spiel muthwilliger Knaben dein reitzendes Daseyn nicht zerstöre. Du blühst deiner Bestimmung entgegen; wer dich zu würdigen versteht, den werden deine Dornen nicht schrecken. Ich bedarf dieser Waffen nicht, mich schützt Verborgenheit."

30.

Das Mägdlein und die bunten Stäbe.

Ein Mägdlein gieng über einen Kirchhof. Auf einem frischen Grabhügel wehten Bänder, flitterte Knistergold um bunte Stäbe, und um grüne Kränze von Buchsbaum. — „Was steht ihr bunten Stäbe hier im Winde und im Ungewitter?" — rief das Mägdlein. — Da antwortete eines der bunten Stäbchen: „Wir stehen hier, um dir ein Bild deines künftigen Lebens zu geben. Jetzt grünest und glänzest du, wie wir. Es wird aber nicht lange mehr dauern, so bleichen unsere Farben und unser Grün verwelket, und das schöne Gold führt der Sturm davon. So wird es dir auch gehen, hübsches Mägdlein!"

31.

Das Lämmchen.

Ein Vater wandelte mit seinem kleinen Sohne auf dem Felde, da sahen sie ein säugendes Schaf, und

ein weißes Lämmchen sog an dessen Brüsten; die Mutter aber leckte das Lämmchen. Der Knabe freute sich des lieblichen Anblicks, und als er lange das Schaf und Lämmchen betrachtet hatte, lächelte er und sprach: „Das Lämmchen sauget an seiner Mutter wie ein Kindlein. Aber wo ist sein Vater denn?“ Es kennt ihn nicht, und wird auch nimmer ihn kennen!“ — erwiederte der Vater des Knaben. — Der Knabe fragte: „wird es denn nun immer bey seiner Mutter bleiben?“ — Der Vater antwortete: „auch bey dieser nur so lange es an ihren Brüsten sauget. Sobald es immer nur Gras zu essen vermag, verläßt es die Mutter und vergißt ihrer, und neigt sein Haupt zur Erde.“ — „Wie machen denn es die Kindlein?“ — fragte der Knabe. — „Siehe“ — sprach der Vater — „als du geboren wurdest, da lagest du in der Mutter Schooß, und sogest an ihren Brüsten, wie dieses Lamm, und schlummertest einige Monden lang. Da aber erhellte sich dein Antlitz, und schauete von der Brust hinauf, und du lächeltest die Mutter an. Siehe, das vermag dieß Lämmchen nicht. — Uud nach einigen Monden erkanntest du die Mutter vor allen andern, und lalltest und strecktest die Händchen nach ihr aus. Siehe auch das vermag dieses Lämmchen nicht. — Und abermals nach einigen Monden erkanntest du auch den Vater, und wandtest dein kleines Antlitz von der Mutter zu dem Vater hinauf, und sprachest: „Vater und Mutter!“ — Siehe das vermag das Lämmchen nicht. Es neiget sein Haupt zur Erde, du aber richtest dein Angesicht nicht allein zur Erde, sondern auch gen Himmel, und es wächset in dir die Liebe. So wächst auch die Erkenntniß. Bald wirst du auch das Antlitz

der Natur anschauen, wie deines Vaters und deiner Mutter. Dann wirst du ein drittes Wort aussprechen, welches ist das Wort des Lebens — das Thier aber hat kein Angesicht, und erkennt kein Angesicht." — So sprach der Vater. Da faßte der Knabe seine Hand, und blickte freundlich zu ihm hinauf und sprach: „Ich möchte doch kein Lämmchen seyn."

32.

Die Rose.

Theodor gieng mit dem Vater im Garten spazieren, wo eben die Rosen in voller Blüthe standen. „Vater, gib mir eine Rose!" — sagte er. — „Pflücke dir eine" — antwortete der Vater. Theodor gieng an einen Rosenstrauch, ergriff einen Zweig, um sich eine Blume abzubrechen; zog aber die Hand schnell zurück, denn er hatte sich in die Dornen gestochen. Er klagte und weinte, und war unwillig auf den Rosenbusch. „Vater! ich kann mir keine Rosen pflücken" — rief er aus; — „die Dornen stechen zu sehr." — „Versuche es noch einmal" — sagte der Vater ruhig — „vielleicht geht es besser." — Theodor streifte die Dornen von dem Zweige, und brach dann glücklich die Rose. „Vater! sieh', ich hab' eine!" — rief er freudig. — „Merke dir das, lieber Theodor!" — sagte der Vater — „bey deiner Arbeit. Wenn es nicht gehen will, denke nur an die Rose."

33.

Das Veilchen, die Brennessel und der Wanderer.

Süße Wohlgerüche goß das liebliche Veilchen durch die Krümmung des stillen Thals, und ergötzte die friedlichen Bewohner desselben. Ein Wanderer, welchen sein Pfad durch diese glückliche Einsamkeit führte, setzte sich erfreut nieder, um ein Weilchen auszuruhen. Der süße Balsam, welchen das sanfte Blümchen ihm entgegen hauchte, reitzte ihn aufzustehen, und der Wohnung dieser holden Tochter des Lenzes nachzuspähen. Bald entdeckte er sie. Froh streckte er seine Hände aus, um sie zu brechen, als eine Nessel, welche neben dem Veilchen wucherte, ihn heftig brannte. Erzürnt hieb der Wanderer sie mit seinem Stabe nieder, und sprach: „Verderbliches Wesen, du sollst mich lehren, künftig auch selbst im Kreise der Guten behutsam zu seyn."

34.

Der unbesonnene Erbe.

Der leichtsinnige Sohn eines verständigen Landmanns trat nach des Vaters Tode die Erbschaft an. — „Sonderbar!" rief er — daß mein Vater um seinen Weinberg herum diese Hecke und Zäune herum leiden konnte, die keine Früchte tragen, und unnöthigen Raum einnehmen!" — Er ließ sie sofort alle ausrotten; aber nun war auch die Schutzwehre verschwunden, durch welche Räuber und Thiere von seinem Eigenthum abgehalten wurden,

und nur allzubald sah der überall Beraubte mit seinem Schaden ein, wie gut jene unfruchtbaren Hecken das Plätzchen bezahlt hatten, das er ihnen mißgönnte.

Die Einrichtungen deiner Vorfahren, deiner Aeltern tadle nicht, und noch weniger ändere sie, bevor du gehörig nachgedacht hast, warum sie dieselben trafen.

35.

Die Veilchen und die Tulpe.

Neben Veilchen war eine Tulpe aufgewachsen. Sie bläbete sich, nach Art der Tulpen, stolz auf ihre brennenden Farben und auf ihren hohen schwankenden Stiel. Die Veilchen verbargen sich unter ihre grünen Blätter, und sendeten ihren lieblichen Duft in die Höhe. Da sprach die Tulpe: „Ihr Thörinnen! — warum verbergt ihr euch? — Wer so viele Verdienste hat, wie wir, der kann wohl hervortreten, und sich der Welt zeigen!“ — Die Veilchen schwiegen, dufteten stärker, und verbargen sich tiefer unter die grünen Blätter. Bald darauf gieng Lina, die reitzende Jungfrau, mit Agnes, ihrer edeln Freundin, vorüber. Der Wohlgeruch entzückte die Jungfrauen, und Lina sprach: „welch' ein zarter, köstlicher Duft — hier müßen Veilchen blühen!“ — Agnes aber sprach: „laß sie uns suchen, die bescheidenen Blümchen, daß sie unsern Busen schmücken, uns zum Sinnbilde.“ Und Lina und Agnes suchten unter den grünen Blättern mühsam die verborgenen Veilchen; aber den Stengel der Tulpe zerknickten sie von ungefähr: denn sie achteten die Blume nicht.

Die stolze sank. Die aufgefundenen Veilchen wurden gepflückt, und prangten bald an dem Busen der Mädchen. Lina sprach aber, als sie die Blümchen befestigte: „duftet doch, beschämt uns nicht! — das schöne Gefühl, dessen Sinnbild ihr seyd, sey auch in uns lebendig, und gebe uns den Werth, der auch im Verborgenen noch gilt!“ — Wahres Verdienst darf sich nie selbst anpreisen. Es wird gesucht, und die Wahrheit verherrlicht dasselbe. Aber die Tulpe fand auch ihre Freunde. Es kamen wilde Knaben gesprungen, welche den Duft nicht achteten, den die übrig gebliebenen Veilchen verbreiteten. Doch die brennenden Farben der Tulpen fesselten ihren Blick. Einer von ihnen brach die niedergebeugte Blume, und schmückte mit ihr seinen Huth, frohlockend über sein Glück. — Wenn auch die ungebildete Menge das Schein-Verdienst dem wahren vorzieht: — so bleibt es doch ohne Werth; weil nur der hohe Sinn des wahr Empfindenden den Werth bestimmt.

36.

Der wilde Kastanienbaum und der Apfelbaum.

In einem hohlen wilden Kastanienbaume, der nahe an einem Blumengarten stand, verbarg sich ein großer Bienen-Schwarm, sie baueten geschwind und stark, und sammelten viel mit leichter Mühe, denn ihre Beute war reich, weil viele Blumen in der Nähe blüheten. Der Baum war darob stolz, in seinem Eingeweide ein solches fleißiges Völklein

mit Wachs und Honig zu beherbergen. Er mißt es seinem Verdienste zu, lächelte zu jedem Fortgange des Wachsbaues, glaubte sich seitdem viel wichtiger, und sah mit verächtlichem Blicke auf die nahe stehenden Bäume herab. „Nichtswürdiger!“ — sprach zu ihm der Apfelbaum: „dein Stolz, wie ungerecht ist er! hast du an dem Honig Theil, den man bey dir verwahrt? — ich bewundere so sehr, wie einer, den Fleiß der Bienen, ihr künstliches Gebäude, den Honig, den sie aus den Blumen saugen. Aber, wem von euch kommt diese Ehre zu? — nicht dir, der Biene nur. Mach' eßbar deine Frucht, nimm ihr die Bitterkeit, und nähre, der Biene gleich, das Land und die Stadt; dann will ich gern dich loben, ja deiner Eitelkeit sogar verzeihen, sobald du Menschen nützlich wirst.“ — —

37.

Der Strom und der Bach.

Ein kleiner Bach stürzte mit großem Geräusche in einen Strom, der still und ruhig dahin floß „Ich begreife nicht“ — sprach einst der rauschende Bach zu ihm — „warum du so schweigend vorüber ziehst? — Ich, an deiner Statt, wollte rauschen, daß ich Meilen weit gehört würde.“ — „Mich“ — erwiederte der Strom — „der über hundert Meilen weit das Land tränkt, die Bewohner der Ufer mit Ueberfluß an Fischen versieht, und Schiffe ins Meer hinab trägt, mich kennt und ehrt die Welt auch ohne Geräusch. Dieß ist nur für dich, der einige Stunden lang über Kiesel hinwegtändelt, damit man

wenigstens höre, daß du da seyest." — Ein Weiser stand am Ufer, und sprach zum Jüngling neben ihm: „Siehst du? — je größer das Verdienst, desto größer die Bescheidenheit."

38.

Die Sonnenblume und das Veilchen.

Der Frühling war verblüht. Die heissen Sommer-Tage kehrten zurück, und goßen glühende Strahlen auf die Erde herab. Da saß an einem heitern Nachmittage der alte Robert in der kühlenden Hütte seines Gartens. Lina, seine Enkelin, die er erzog, lief überall umher, und pflückte sich da und dort Blumen. Jetzt machte sie den Greis auf eine prächtige Sonnenblume aufmerksam, die ihr gelbes Haupt schimmernd zur Sonne empor hub. „Sieh, Vater, die schöne gelbe Blume dort, die möchte ich wohl vor allen andern pflücken!" — „Warum Lina?" — „Weil sie so groß, so schön ist; keine von den andern kommt ihr bey!" — „Du möchtest wohl, daß alle Blumen in unserm Garten so groß und glänzend wären?" — „Ey freylich, Väterchen, da würde unser Garten recht prächtig seyn!" Der Alte schüttelte lächelnd das graue Haupt. „Pflücke sie jetzt nicht, Lina" — sagte er — „laß sie noch ein Weilchen stehen!" Als die Dämmerung sank, führte sie der Greis wieder in den Garten. Im Grase versteckt, hinter der kühlenden Hütte, blühte einsam noch ein spätes Veilchen. „Lina!" — so rief der Greis — „wie gefällt dir dieses Veilchen hier? — Es blüht so lieblich, und verbreitet so angenehmen

Duft um sich her; ist es nicht ein schönes Blümchen?" — „Ja wohl, Väterchen, das hätte ich jetzt gar nicht mehr gesucht, am wenigsten hier in dem Grase versteckt. Ach! — das riecht allerliebst!" „Welches willst du nun lieber, das kleine Veilchen, oder die große Sonnenblume?" — „Die Sonnenblume, Vater, die wird doch noch schöner duften." „Versuch es einmal." Er führte sie dahin. Ach! welche Veränderung! — das Haupt der Blume war darnieder gebeugt — die Staude geruchlos. „Was ist denn das, Vater?" — rief das verwunderte Mädchen! — „Die Blume ist ja ganz anders wie heute — gar nicht mehr so schön, und hat auch keinen angenehmen Geruch. Nein, die will ich nicht haben. Komm, Vater, mit zu dem Veilchen, das will ich mir pflücken." „Sieh, Kind!" — sagte der Greis — „diese Sonnenblume kann dir ein Bild stolzer und übermüthiger Menschen seyn. Man staunt sie an, so lange sie die Sonne ihres Glücks bescheinet. Wann diese sinkt, so stehen auch sie — ihres Schimmers beraubt — verachtet da, und verwelken. Hier dieses Veilchen, liebe Lina, sey dir ein Bild der Sanftmuth und Bescheidenheit. Sie glänzen nicht, diese Tugenden, aber sie haben ihren Werth im Stillen. Ehe noch jene Blume ihr schimmerndes Haupt erhebt, so sucht man schon emsig das blühende, das versteckte Veilchen, und labt sich an seinem Dufte. Lina, auch du blühst jetzt im Garten des Lebens als eine Blume auf. Suche nie zu glänzen, und eiteln Schimmer zu verbreiten; sey bescheiden, sey sanftmüthig — und du wirst glücklich seyn!"

39.

Der Strom und die Bächlein.

Stolz rollte der wellenreiche Strom, in dessen schäumenden Fluthen sich die Strahlen der Sonne in tausendfacher Gestalt spiegelten, daher. Auf seinem Rücken eilten schnellsegelnde Schiffe in's Weltmeer. Da sprach er, sich brüstend: „Ja, ich verdiene es, daß die Menschen mich bewundern und verehren. Ernähr' ich nicht, wie mein Vater, die Sterblichen zu Tausenden — Ha! — was wären sie, wenn ich ihnen nicht das Leben fristete? — Schon Jahrtausende sah ich entschwinden, und nichts hemmte noch die Gewalt meiner Fluthen. Für mich gibt es keine Zeit; mein Daseyn ist ewig; der letzte Dichter soll noch meinen Ruhm verherrlichen." — So sprach er, kühn in seinen Ufern emporstrebend. „Auch diese Schranken" — fuhr er fort — „könnte ich niederreißen, wollte ich die Erde verderben. Euch, ihr zahllosen Bächlein, die ihr mich, wie eure Mutter umgebt, würde ich ganz verschlingen. Nein, rinnet immer fort, und euer Murmeln mische sich zu dem Donner meines Brausens. Ihr seyd geschaffen, meinem Ruhme zu dienen; darum vergeßt es nie, wie glücklich ihr seyd, daß ich eure Tröpfchen in mich aufnehme. Nur durch mich seyd ihr, was ihr seyd!" — So höhnete er die Bächlein; aber diese erwiederten: „Ruhmrediger, nur durch uns bist du, was du bist; wir ernähren dich, und geben dir Daseyn und Leben. Auch wir können dich verderben." Spöttisch rief der Stolze: „So wagt es, Elende!" — Und die Bächlein wagten es. Alle

verschloßen ihm ihre Quellen, und nicht ein Tröpfchen floß ihm zu. Da wurden die Wellen des Stromes immer kleiner, und bald vermochte er kein Schiff mehr zu tragen, und zuletzt konnte er kaum noch seinen schlammigen Grund bedecken. Eiligst flohen die Menschen von seinen Ufern, und einsam schien er im Schlummer des Todes zu liegen. „O vergebt!“ — seufzte er endlich gedemüthiget — „vergebt mir ihr Bächlein; ich fühle es, nur durch euch bin ich.“ Und die Bächlein vergaben. Freudig plätschernd füllten sie die leeren Ufer, und nun hob sich wieder der wellenreiche Strom, und sandte dunkelblaue Fluthen zum unermeßlichen Ocean.

Ihr Glücklichen der Erde, sehet hier euer Bild!

40.

Der Todtenkopf.

Nicht älter als zwölf Jahre war Henriette; aber doch schon so eitel, daß sie wohl Viertelstunden lang vor dem Spiegel stand, um mit Selbstgefälligkeit ihr Gesichtchen zu beschauen. Der Mutter war das gar nicht lieb; denn sie wünschte, daß ihre Tochter höhern Werth auf ihre Seele, als auf ihren Körper legen möchte. Sie unterließ daher auch nicht, das eitle Kind ernstlich so oft zu tadeln, als sie dasselbe vor dem Spiegel antraf; allein es half Alles nichts, und wenn auch Henriette nicht mehr so dreist, so oft und so lang vor den treuen Mahler ihres Antlitzes hintrat, so konnte sie doch nie bey demselben vorübergehen, ohne wenigstens einen Seitenblick ihm zuzuwerfen. Das Uebel war also

schon ziemlich tief eingewurzelt, und hätte mit der Zeit ihr, von Natur gutes Herz leicht ganz verderben können. Da schlug sich endlich der Vater in's Mittel, um seine liebe Tochter von einer zwar gewöhnlichen, aber auch sehr gefährlichen Seelen-Krankheit der Mädchen zu heilen. Die obere Verzierung des Spiegels ward von Stund an ein natürlicher Todtenkopf, unter welchem folgende Worte standen:

Auch ich war einst ein schön Gesicht,
Und sah so gern mich hier.
Sey stolz aufs schöne Lärvchen nicht,
Und spieg'le dich an mir!

Das Mittel wirkte. Ueber jedem Spiegel glaubte nun Henriette einen häßlichen Todtenkopf zu erblicken, und sie fühlte seitdem es ganz, wie thöricht es seye, wegen einer Sache eitel zu seyn, die ein bloßes Geschenk des Glücks, und ein so schneller und gewißer Raub der Vergänglichkeit ist.

41.

Das gebratene Täubchen.

Eine gute Mutter stand einst in der Küche, und bereitete das Abendbrod zu. Für ihre acht Kinder kochte sie Suppe, für ihren Mann bratete sie ein Täubchen. Ferdinand, ihr dritter Sohn, war gern in der Küche, und half Holz auflegen auf das niederbrennende Feuer, und freute sich, wenn er quirlen (den Bratenwender herumdrehen) durfte. Auch heute kam er an den Heerd, und sahe das Täubchen braten. Und er sprach zu der Mutter: „Höre, Mut-

ter, wer bekommt denn das Täubchen?" — „Dein Vater bekommt es zum Abendbrode!" — antwortete die Mutter. „Bekommen wir denn auch Etwas davon?" — fragte Ferdinand. Aber die Mutter antwortete: „Wenn ich nun von dem einzigen Täubchen euch acht Kindern Etwas geben wollte, da würden die Theilchen sehr klein werden, und euer Vater würde auch sehr wenig von dem Täubchen behalten — kaum einen Mundbissen!" — Und Ferdinand schien nicht Gefallen an der Rede der Mutter zu haben. Er fragte verdrossen: „Was gibst du denn uns zu essen?" — Die Mutter antwortete: „Eine gute Suppe; hernach Butter und Brod." Aber Ferdinand fragte wieder: „Warum gibst du uns denn nicht Täubchen? — Du hättest ja mehr kaufen können!" — „Liebes Kind!" — antwortete die Mutter — „gönnst du denn deinem Vater die besondere Speise nicht? Es ist doch wohl billig, daß der Mann etwas Besseres genießt, der den ganzen Tag arbeitet, und sich stündlich mühet um euretwillen? — Muß er nicht mit saurem Schweiße Geld verdienen, daß ihr euch satt essen könnet, daß ihr Kleider habt, und in die Schule geht? — Verdient er denn nicht, daß du ihm ein Täubchen gönnest? — Ihr könnet kein Täubchen bekommen; denn so viel Geld darf ich nicht ausgeben. An jedem Groschen hängt der Schweiß eures Vaters; und morgen ist wieder ein Tag, an dem ihr Speise verlangt. Wenn du groß bist, und dir selbst Geld verdienst, kannst du auch des Abends ein Täubchen essen. So lange du aber ein Kind bist, das von der Güte der Aeltern Alles empfängt, so lange mußt du zufrieden seyn mit dem, was dir

gegeben wird; und so ist es auch wirklich bey guten Kindern. Es gehört viel dazu, acht Kinder zu sättigen. Wenn dein Vater vom Morgen bis spät in die Nacht arbeitet, und keine Ruhe kennt, als die Ruhe im Schlafe, da springt ihr sorglos umher, und suchet euch Freuden auf, und seyd vergnügt den ganzen Tag. Ihr findet zu essen, wann euch hungert, und fraget nicht: Woher sollen wir Brod nehmen? — Ihr fraget nur: Mutter was werden wir essen?" — Da sprach Ferdinand: „Mutter, ich fühle wohl, ich habe nicht recht gesprochen, aber das gebratene Täubchen gefiel mir gar sehr." Und die Mutter antwortete: „Jetzt hast du gesprochen wie ein vernünftiges Kind! — Gönne du Jedem das Bessere, der es verdient. Wer durch seinen Fleiß Andern Nahrung und ein sorgloses Leben verschafft, der ist ja wohl werth, daß er dafür etwas Besonderes genieße."

42.

Das Mädchen und die Kamille.

Eine Mutter gieng mit ihrem Töchterchen in den Garten. Wie freute sich Therese, so hieß das kleine Mädchen, über die Tulipanen, über die Aurikeln und Hyacinthen, und besonders über die schönen Rosenstöcke. Nicht weit von dem Blumenbeete stand eine Menge kleiner unscheinbarer Blümchen. „Mutter, was hast du denn hier für häßliches Zeug von Blumen gepflanzt," — sagte Therese — „die können sich ja gar nicht neben den Rosen sehen lassen. O pfui! — und wie bitter riechen sie! — die will

ich ausraufen, und zum Garten hinauswerfen. Wie müßen die erst schmecken!" — „Laß sie nur stehen" — sagte die Mutter — „so schlecht das Blümchen aussieht, so bitter es schmeckt und riecht, so heilsam ist es für die Kranken, und viele verdanken ihm Linderung und Erquickung." „Nun da will ich dem Blümchen in seinem schlechten Kleide auch gut seyn" — sagte Therese — „und will eins davon in mein Sträußchen unter die schönen Blumen binden, damit es nicht denkt, ich verachte es."

43.

Der Garten-Besitzer.

Ein menschenfreundlicher Mann legte sich und Andern zur Lust einen kleinen bescheidenen Garten an. — In den Garten verpflanzte er mit eigener Hand die lieblichsten Wald- und Feld-Blumen, die er finden konnte, und zog durch seine Pflege sie so groß und so schön, als seine Kunst es vermochte. Nachbarn und Freunde beschenkten ihn reichlich aus ihren eigenen Gärten mit Stauden und Blumen, die noch schöner waren. Der neue Garten ward fertig und voll, und blühete nun, und ward aufgethan Jedem, der Lust hatte hineinzugehen. Da strömte herzu von allerley Stand und Alter und Geschlecht, wer an Blumen und Kräutern Vergnügen hatte. Und wie die Leute so herumgiengen, und alles besahen, lobte der Eine dieß, der Andere das; und der Herr des Gartens gieng ungekannt mit herum, und hörte, was über sein Werk gesprochen ward. Da pries sich denn einer das fremde seltsame Gebüsch, und ein anderer

die Rosen, und ein dritter den Kohl, und einer sogar die Kresse, die Salbine, den Lattich. Der Herr des Gartens aber lächelte und rief: „Wenn von so viel Hunderten ein jeder etwas lobt an meinem Werke, so hat ein jeder seine Freude, und ich bin zufrieden damit. Einem einzigen alles zu seyn, ist vielleicht unmöglich, und wohl mir, daß ich so vielen etwas bin!“ — Aber ein saurer, grämlicher Mann trat jetzt in den Garten, schlich an den Ecken herum, und bückte sich nieder, und setzte die Brille auf: „Da ist ja Lolch und Trespe!“ — fuhr er endlich heraus — und zornig gieng er an den Rosen und Nelken vorüber, und schrie: „Das verdammte Unkraut! — nichts als Unkraut!“ — Da lachte der Herr des Gartens laut, und sang ein altes Lied.

Kein Gärtlein ist so fein,
Kein Gärtlein ist so klein,
Kein Gärtlein ist so rein,
Es schleicht sich Unkraut ein.

Wer aus dem schönen Flor,
Wer aus der Blumen Chor
Das Unkraut sucht hervor,
Ist auf mein Wort ein Thor!

Wer sich in Freundlichkeit
Des Guten nur erfreut,
Das ihm der Garten beut,
Ist wacker und gescheut!

44.

Der Schatz.

Ein fleissiger Gärtner grub in seinem Garten, den er zwey Jahre zuvor im verwilderten Zustande

erkauft hatte. Er suchte in der Tiefe eine Wasser-Ader zu erreichen, um die Tränkung der Pflanzen nahe zu haben. Da stieß er auf einen Schatz. Er freute sich darüber, hielt aber die Begebenheit nicht heimlich, sondern zeigte sie der Obrigkeit an, und unterwarf sich dem Ausspruche der Gesetze. Das verargte ihm ein Nachbar, indem er sprach: „wer hätte von dem Schatze etwas gewußt, wenn du nichts gesagt hättest? — Nun mußt du mit dem Landesherrn theilen.“ — „Mein Gewissen hätte davon gewußt,“ — entgegnete der Gärtner — „und ich hätte mein Glück mit der Sünde getheilt, und meine Ruhe verkauft für den dritten Theil des Schatzes, den mein Fürst jetzt empfängt. — Kann es ein Glück seyn, sein Glück verbergen zu müssen?“ — Das Unrecht, bleibe es von der Verborgenheit Nacht umhüllt, wird doch von einem Richter beurtheilt, der nicht einmal, sondern fortdauernd seinen Richterspruch im Innern wiederholt. Kein Genuß des Glückes kann möglich seyn, wenn das Gewissen nicht den Frieden der Seele ausspricht. — Der Gärtner war durch diesen Schatz wohlhabend geworden. Aber er arbeitete nach wie vor unverdrossen in seinem Garten. Da trat einst wieder der tadelnde Nachbar zu ihm, und sprach: „Wie kann ein reicher Mann sich also mühen? — Nachbar, du kommst mir vor, als ob das Geld dich verdorben hätte. Du arbeitest mehr, als zuvor, und scheinst zu habsüchtig, zu geitzig zu werden. Könntest du dir nicht gute Tage machen, und dein Glück genießen!“ — Der Gärtner erwiederte: „So würdest du wahrscheinlich handeln, wenn du den Schatz gefunden hättest. Doch bin ich denn mehr als ein Gärtner geworden, indem ich wohlhabend

geworden bin? — Und hat mir Gott darum Glück gesendet, daß ich unterlassen soll, wozu Er mir Neigung, Verstand und Kräfte gegeben hat? — Ich sehe, daß meine Mühe nicht verloren gehet, daß aus den Schweißtropfen, die auf die Erde fallen, Lohn emporwächst; darum verdopple ich meine Arbeit. Ich kann mehr Zeit auf die Pflege des Gartens verwenden, ohne ängstlich auf Gewinn zu sehen; darum arbeite ich mit mehr Lust und Eifer. — Wer sein Glück in sogenannten guten Tagen sucht, stößt sein Glück von sich; denn er verlieret Lust und Kräfte zur Vollbringung guter Werke, und ist rettungslos, wenn das Glück ihm den Rücken zukehret." So der Gärtner. Der Nachbar schwieg beschämt.

Das Glück darf uns nicht aufhalten in unserem Wirken; es ermuntere uns vielmehr zum anhaltenden Fortschreiten in den pflichtmäßigen Werken, da es die Hindernisse hebt, welche uns im Wege stehen.

45.

Der Kirschbaum.

Ein blühender Kirschbaum stand einsam auf dem Felde am Wege. Unter ihm saß ein Knabe. Dieser blickte hinauf zu den Blüthenbüscheln, welche von allerley Honig-liebenden Insekten umflogen wurden. Da erwachte in ihm die Lust, einen Strauß von den Blüthenbüscheln zu haben. Aber wie sollte er diesen erlangen? — Der Baum war zu hoch, und sein Stamm breitete erst in beträchtlicher Höhe seine Aeste aus, so daß er nicht erstiegen werden konnte. Unbesonnen ergriff der Knabe Steine, und warf sie

nach den mit Blüthen umhüllten Zweigen. Er zerknickte viele Zweige, und warf viele der einzelnen Blüthen herab, ehe einige Blüthenbüschel niedersanken. Da trat ein Greis aus dem nahen Gebüsche, durch welches ein Pfad führte. Wohlwollend blickte er den Knaben an, aber ein feyerlicher Ernst lag doch in seinen Mienen. Er sprach zu dem Knaben: „lieber Sohn, sage mir doch, wozu willst du diese Kirschenblüthen gebrauchen?“ — Der Knabe antwortete: „die Blüthen gefallen mir sehr! — Ich will sie mit mir nach Hause tragen, und der lieben Mutter schenken. Sie wird sich freuen!“ — Und der Greis erwiederte: „es gefällt mir wohl, daß du deiner lieben Mutter hast Freude machen wollen; aber du weißt nicht, daß du nicht wohl gethan hast. Das muß ich dir erklären, denn es wird heilsam für dich seyn. Der liebe Vater im Himmel, welcher dich geschaffen hat, und den Kirschenbaum, und das Grashälmchen am Fuße des Baumes, hat diese Blüthen nicht hervorwachsen lassen, daß sie sollen bloß zur Augenlust dienen, und gebrochen werden; sie sollen sich entfalten an dem warmen Sonnenlichte, und aus der Luft Kräfte einsaugen, damit aus ihnen eine Frucht, die liebliche Kirsche, wachse. Der Baum grünet und blühet nur darum, daß er Früchte trage. Da darf der Mensch das nicht hindern und zerstören, was Gott gewollt hat. Du aber zerschlägst mit Steinen die Zweige des Baumes, und wirfst die Blüthen herab. Du hinderst den Baum, daß er nicht das hervorbringen kann, wozu er da ist!“ — Als der Knabe den Greis hatte sprechen hören, wurde er still, und richtete sein Angesicht zur Erde. Er war beschämt; denn er hatte ein zartes Gefühl. Und

er wollte sich abwenden, und schweigend fortgehen. Aber der Greis ergriff ihn sanft bey der Hand, und sprach: „Mein Sohn, höre mich! — Ich sehe, daß es dir Leid thut, unbesonnen gehandelt zu haben. Darum verdienst du meine Liebe. Werde einem andern Knaben gleich, den ich gestern bey diesem Kirschenbaume gesehen habe. Er stand hier, wo du standest, und hielt eine Stange in der Hand, an deren spitzes Ende eine Büschel Borsten gebunden war; neben ihm stand eine Schale mit Saifenschaum. Ich fragte ihn, was er damit machen wollte? — und er antwortete: „mit diesen Borsten, die ich in Saifenschaum getaucht habe, vertilge ich die Raupen auf dem Baume. Wo ich eine treffe, die entgehet nicht dem Tode!" — Da fragte ich ihn ferner: „aber warum thust du das? — der Baum gehört ja nicht dir!" — Und der Knabe erwiederte: „Ach, der Baum ist so schön! — doch wenn die Raupen seine Blätter gefressen haben, dann ist er nicht mehr schön; er sieht dann so traurig aus, und es kommt mir vor, als ob er bäte: helft mir doch! — und mein Vater hat mich gelehrt, ich solle helfen, wo ich könne, und nützlich seyn auf Gottes schöner Erde! Da möchte ich gern etwas Nützliches thun!" — Also sprach der gute Knabe, und ich segnete ihn. — Eine Thräne trat aus den Augen des zuhörenden Knaben, und er küßte dankbar die Hand des Greises.

46.

Der Blinde und der Kranke.

„Mein Sohn“ — sagte zu einem jungen Sultan seine Mutter — „anstatt das Volk, das sich unterwegs herbeydrängt, dich zu sehen, durch deine Janitscharen unbarmherzig zurücktreiben, und die Unglücklichen, die an der Moschee ihre Hände nach dir ausstrecken, fortpeitschen zu lassen, begegne ihnen sanft, und höre ihre Bitten geduldig an! — Erinnere dich, daß du nicht auf den Thron erhoben bist, deine Völker zu verachten und zu quälen, sondern sie durch Gerechtigkeit und Weisheit zu regieren, und ihnen zu helfen. Du weißt nicht, wann und wie die Reihe an sie kommt, daß sie dir Gutes vergelten. Der Geringste und Schlechteste kann dir mehr nützen, als du dir jetzt vorstellen kannst. Ein auffallendes Beyspiel bist du selbst; du selbst hättest den Thron und das Leben nicht, ohne einen Blinden! — Einer deiner Vorfahren lag gichbrüchig in einem Schlosse, nicht weit von der Hauptstadt. Ein Mächtiger des Reichs hatte sich empört, und näherte sich mit seinem Heere dem Schlosse. Die Bestürzung war allgemein, da man auf nichts weniger als auf Gewalt vorbereitet war. Jedermann eilte, sich vor der Wuth des Aufrührers zu retten, die Sklaven des Sultans ergriffen die Flucht. Dein Ahnherr befand sich allein, von allen verlassen und unvermögend von seinem Lager aufzustehen; der Aufrührer umringte mit starken Wachen das Schloß, und der Sultan konnte nichts gewisser erwarten, als den Tod, oder was noch schlimmer ist, Verstümmelung und Einkerkerung. In

dieser Noth näherte sich ihm ein Blinder. „Herr!“ — rief dieser — „wir kommen beyde um, wenn wir uns nicht durch wechselseitigen Beystand retten. Ich bin stark genug, dich auf meinen Schultern fortzutragen. Leite meine Schritte durch dein gesundes Gesicht, und wir retten uns unbemerkt durch den unterirdischen Gang, der aus diesem Schlosse nach der Hauptstadt führt.“ Der Blinde lud den Gichtbrüchigen auf, dieser sagte ihm jeden Tritt voraus, und glücklich erreichten sie die Hauptstadt, ehe noch der Aufrührer ins Schloß eindrang. Die Gegenwart des Sultans änderte auf einmal die ganze Lage der Sachen: man raffte in aller Eile ein Heer zusammen, überfiel den Aufrührer, zerstreute sein Heer, und bekam ihn gefangen. Der Blinde blieb an der Tafel des Sultans, auf dem nächsten Polster an dem Geretteten, der ihm manchen Bissen selbst reichte.“

47.

Der Baum voll Früchte.

Ein schöner Obstbaum war mit Früchten so sehr beladen, daß er seine Zweige auf die Erde hieng, und seine Aepfel gleichsam mit vollen Händen darbot. Der Eigenthümer desselben, ein frommer, weiser Mann, sahe ihn mit großer Freude an, pries Gottes Segen, und weil die Frucht schon zeitig schien, brach er sich einen Apfel ab; durch die schnelle Bewegung der schwankenden Aeste fielen ihm aber noch viele andere Aepfel entgegen. — „Ey du liebes Bäumchen!“ — sagte er — „wie du doch so milde bist! — Du gibst mir mehr, als ich begehre! — Du erinnerst mich

recht an die unverdiente Güte Gottes, mit der er uns auch seine Wohlthaten, wie fruchtbare Zweige darbietet, und gleichsam sagt: Hier bin ich, hier bin ich! — O Du lieber Gott, Du gibst mehr, als was wir bitten und begreifen. Salomo bittet um Weisheit, und bekommt noch so viel an Ehren und Reichthümern, daß keiner je seines Gleichen war. Wir bitten oft nur um unser tägliches Brod, und Du gibst uns bis zum Ueberfluß. So hat der liebe Gott seine Lust am Geben; wir Menschen sollen's auch haben, sollen unsere gesegneten Zweige zu den Dürftigen hinneigen, und von unserem Ueberflusse willig mittheilen. Mein Gott, mache mich so willig, meinem Nächsten zu dienen, wie mir deine Geschöpfe dienen!"

48.

Der arme Lazarus.

Eines Tages, als der arme Lazarus an der Schwelle des reichen Mannes lag, und die Hunde seine Wunden leckten, kam ein anderer armer Mann, ein Tagelöhner, Namens Zadok, desselben Weges, und sahe Lazarum in seinem Elende. Da jammerte ihn seiner von Herzen, und Zadok trat hinzu, und sprach: „Geben kann ich dir nichts; denn ich bin arm wie du, und habe ein Häuflein Kinder zu ernähren. Aber ich bin frey von Geschwüren. Darum laß mich deine Pflege mit den Thieren theilen, die allein sich dein erbarmen, auf daß sie mich nicht länger beschämen!" — So sprach er, und eine Thräne glänzte in dem freundlichen Auge des barmherzigen Mannes. Darauf reichte er dem armen

Lazarus die Hand und sagte: „Komme mit mir; denn siehe, ich habe eine Hütte! — Dort wollen wir deiner pflegen, soviel wir vermögen, und versaget mir mein eigener Tisch, so will ich dir die Brosamen von der Tafel des Reichen sammeln.“ Nachdem er diese Worte geredet, reichte ihm Lazarus die Hand und sprach: „Ich folge dir gerne! — denn du bist um deines frommen Herzens willen ersehen, mir den Himmel zu öffnen, und die letzten Stunden meines Lebens zu versüßen. Ich bedarf nur noch wenig: aber wie sollt' ich diesen Segen dir rauben?“ — Sie giengen und kamen in ein entlegenes Hüttchen mit einem Schilf-Dache, und Zadok führte Lazarus hinein, und das Weib Zadok's hieß ihn willkommen, und bereitete ein Lager von Blättern und Moos in dem Kämmerlein, und sie geleiteten den armen Lazarus hinein, und betteten ihm darauf. Und Hanna, die Ehefrau Zadok's, brachte eine Schale mit Milch, und bot Lazarus zu trinken. Aber Lazarus sprach: „Reichet mir einen Trunk Wassers, denn mich dürstet, und ist eine Gluth in meinem Innern.“ Da eilte Hanna, und brachte frisches Wasser aus der Quelle, und Zadok kühlete Wange Lazarus mit einem grünen Oehlzweige, den er hin und her wehete. Und Lazarus fiel in einen tiefen Schlummer, denn es war sehr heiß und um die Stunde des Mittags. Als er nun schlummerte, wehrten Zadok und Hanna den Fliegen, und kühleten ihn. Und Lazarus lächelte in seinem Schlummer. Da blickten Zadok und Hanna, sein Weib, sich an, und sie sagten in leisen Worten zu einander: „Ach, möchte er bey uns genesen!“ — Also schlummerte

Lazarus einige Stunden. Darauf, als der Tag sich neigte, erwachte er, und hub seine Augen auf und sprach: „Ihr lieben Menschen! wie pflegt ihr meiner! — Niemals habe ich eines süßern Schlummers genossen, wie bey euch, in eurer Hütte. Mir träumte, ich würde von Engeln getragen. Und ist es nicht also? — Der gute Mensch voll Einfalt und Liebe, ist er nicht ein Engel Gottes? — Ihr habt mir die köstlichsten und süßesten Stunden meines Lebens bereitet. Mein Herz ist voll Ruhe und Seligkeit. Darum fühl' ich, daß die Stunde meines Heimgangs gekommen ist;" — denn das letzte Stündlein des Armen ist ihm Beginn und Vorgefühl des himmlischen Lebens. — Darauf reichte Lazarus Zadok und Hanna die Hand, und entschlief mit freundlichem Antlitz, und die heiligen Engel trugen seine Seele in die Wohnungen der Seligen. Zadok aber und Hanna weineten um ihn, und begruben ihn in der Stille. Und Lazarus des Entschlafenen Geist ward der Schutzengel Zadok's und seines Weibes Hanna, und als sie an Einem Tage verschieden, schwebte er um ihr Sterbelager, und ein sanftes Säuseln kühlte beyder Angesicht, und sie hörten eine liebliche Stimme: „Wer Barmherzigkeit übet, wird Barmherzigkeit empfahen."

49.

Der kleine Niklas.

Der kleine Niklas saß einmal vor seiner Hausthüre, und hatte sich die Augen ganz roth geweint. Da kam sein Freund Wilhelm, und fragte ihn, warum

er geweint habe? — „Ich bin“ — antwortete er — „gar ein unglückliches Kind. Ich habe den ganzen Tag keine ruhige Stunde, bald befiehlt mir der Vater, bald die Mutter etwas. Da soll ich bald meinen Rock ausziehen, bald meine Bücher oder Kleider verschließen. Einmal soll ich Kohlen, das anderemal Wasser herbeytragen. Das ist doch nicht zum Ausstehen.“ — „Wenn dir weiter nichts fehlt“ — sagte Wilhelm — „so will ich dir bald helfen. Ich will dich lehren, wie du es machen mußt, daß dir deine Eltern wenig oder gar nichts mehr befehlen dürfen.“ Da nun Niklas große Begierde bezeugte, diese Kunst zu lernen, so sagte Wilhelm: „Du mußt nur immer Achtung geben, was deine Eltern gern haben, und wenn du es merkst, so mußt du es gleich thun, ehe sie es dir befehlen. Wenn du z. B. merkst, daß sie es gern haben, daß du deinen Rock ausziehst, wenn du aus der Schule kommst, so mußt du es thun, sobald du in die Stube trittst. Siehest du, daß sie gern etwas herbeygetragen hätten, so mußst du gleich laufen und es herbeyholen. Bisweilen mußt du auch fragen: Lieber Vater und Mutter! haben Sie etwa einen Auftrag für mich?“ — Das that nun Niklas, und auf einmal wurde er das glücklichste Kind. Sonst bekam er beständige Verweise, jetzt wurde er immer gelobt und geküßt, und es fiel für ihn manches Geschenk. Sonst sahe er so verdrüßlich aus, als wenn er seines Lebens überdrüssig wäre, jetzt lächelte er Jedermann an. Von dieser Zeit an führte er immer das Sprichwort: „Wer andern Freude macht, der macht sich selbst Freude.“

50.

Die Belohnung.

Der Kalif Harun Alraschid traf, als er einst auf der Jagd war, einen alten Mann an, der einen Nußbaum pflanzte. „Welch' ein Thor ist dieser Alte!" — sagte der Kalif zu seinen Begleitern; — „er thut, als ob er noch ein Jüngling wäre, und die Früchte von diesem Baume genießen würde." — Da seine Gefährten gleichfalls über diesen Alten lachten, so gieng der Kalif auf ihn zu, und fragte, wie alt er seye: „Ueber achtzig Jahre, Herr!" — war die Antwort; — „aber Gottlob! — noch so gesund, wie einer von dreissigen." — „Wie lange gedenkst du denn noch zu leben," — sprach der Kalif weiter — „daß du in einem solchen Alter noch junge Bäume pflanzest, die so späte Früchte tragen? — warum machest du dir so vergebliche Arbeit?" — „Herr!" — gab der Alte zur Antwort — „ich bin zufrieden, wenn ich die Bäume gepflanzt habe, ohne mich darum zu bekümmern, ob Ich oder ein Anderer die Früchte derselben genießen werde. Es ist billig, daß wir thun, wie uns're Väter thaten. Sie pflanzten Bäume, deren Früchte wir aßen; da wir nun der Väter Arbeit genossen haben, warum sollten wir gegen unsre Nachkommen neidischer seyn, als man gegen uns war? — Ich denke, was der Vater nicht genießt, das erndtet der Sohn." — Der freygebige Harun, dem diese Antwort gefiel, schenkte dem Alten eine Handvoll Goldstücke. „Wer kann nun sagen" — fuhr der Alte fort — „daß ich heute vergeblich gearbeitet habe, da

der junge Baum, den ich pflanze, gleich am ersten Tage so reiche Früchte trägt? — Darum ist es wahr: wer etwas Gutes thut, wird immer reichlich dafür belohnt."

51.

Das Mädchen am Bache.

Ein kleines Mädchen saß einst am Ufer eines schönen klaren Baches. Mit Vergnügen sah sie sich, die artige Vergißmeinnicht, nebst andern Grasblümchen darin spielen, und den blauen Himmel und die schwankende Erde, die sich über ihr anmuthig darin bewegten. Auf einmal war das Wasser trübe und in der heftigsten Bewegung (vermnthlich hatten Knaben Steine hineingeworfen, oder der leimigte Boden war sonst durch etwas aufgerührt worden). Ihr Gesicht war zugleich durch die erregten Wellen bald verlängert bald verkürzt, und das unreine Wasser gab ihr auch keine reitzende Gestalt. — Sie fuhr vor Schrecken zurück, sprang auf, und lief, und klagte es ihrer Mutter. „Liebes Kind!" — sagte diese — „der Bach kann dir zur Lehre dienen. Wenn du gut bist, und deine Seele der sanften Ruhe und Stille genießt, die aus Gehorsam und Tugend fließt, so ist auch deine Gestalt so sanft, schön und heiter, wie der klare spiegelhelle Bach, und wie das Gesicht, das er dir zeigte; du bist liebenswürdig und gefällst allen, so wie dir dieß Wasser, worin du den Himmel und dein eigen Bild sahest, gefiel. Aber eine Ungezogenheit, eine üble Leidenschaft, als Zorn, Unwille, Eigensinn, Neid,

Ungehorsam mag nur deine Seele trüben, so verlieret sich auf einmal jene glückliche Ruhe; deine Stirne runzelt sich, wie der Bach, deine Augen drücken sich unangenehm zusammen, dein Mund zieht sich empor, und deine Wangen herab, kurz du wirst eben so ungestalt und häßlich, als du vorher schön und reitzend warest, und mißfällest Jedermann eben so sehr, als du ihnen vorher gefielst."

„Suchet, liebe Freunde! den Werth eines sanftmüthigen und stillen Geistes zu erfahren, so wird kein Unfall eure Ruhe stören, und kein Widerspruch euch erbittern."

52.

Der Epheu und der Ulmbaum.

Ein Epheu mit seinen immergrünen Blättern kroch mühselig auf der schmutzigen Erde hin, und sahe sich nach einem Baume um, an welchem er sich hinaufranken könnte. Denn es schmerzte ihn sehr, daß seine Blätter von Raupen und Gewürme zernagt, und ihr glänzendes Grün vom Staube verunreiniget wurde. Er erblickte einen jungen schlanken Ulmbaum. Er schlich zu seiner Wurzel, und bat ihn: „Vergönne mir, schöner Baum, meine Blätter um deinen Stamm zu winden. Nützen kann ich dir freylich nichts, aber doch wenigstens einen Schmuck verleihen. Wenn deine und der andern Bäume Blätter längst verdorrt und abgefallen sind, so werden die meinigen dich noch umgrünen, und du wirst schöner seyn, als deine Brüder." — So sprach der Epheu. Die Ulme aber erwiederte:

„Nicht um des Vorzugs willen, den du mir versprichst, gewähre ich dir deine Bitte, sondern wegen deiner Schwachheit und Zartheit. Du verdienst nicht, daß deine Blätter von den Würmern zernagt, und von den Füßen der Thiere zertreten werden.“ — So sprach der Ulmbaum, und der Epheu schlang seine Ranken um ihn herum, und bekränzte ihn dankbar mit seinen grünen Blättern. Und sie wuchsen vereint, und freuten sich ihrer Jugend und ihres Lebens, tranken den Thau des Himmels, und die erquickenden Sonnenstrahlen, und ließen sich von freundlichen Lüften anwehen. Beyde liebten sich, wie sich Brüder und Schwestern lieben. Wenn aber der Herbst kam, und die Blätter der Ulme röthlich und gelb wurden, verwelkten und abfielen; da trauerte der Baum, und sagte wehmüthig zu seinem jüngern Freunde: „Streng ist der Winter und hart, und in den kalten Stürmen sind schon viele meiner Brüder verdorrt; wenn dann der Frühling kam, konnten sie sich nicht wieder mit frischem Laube schmücken, denn ihr Mark ward verzehrt. „Ach! — wenn nur nicht mir auch noch ein gleiches Schicksal droht, und so mein Freundschafts-Bund mit dir zertrümmert wird!“ — Da tröstete ihn der Epheu, und sprach: „Auch im Tode will ich dich noch so treu umschlingen, wie ich es jetzt thue, da du noch jugendlich prangst, und nie werde ich von dem schützenden Stamme weichen, der mich so freundlich auferzog.“ Einst war aber ein sehr harter Winter. Die Bächlein erstarrten, die Flüsse wurden lauter Eis, und das ganze Land war mit hohem Schnee bedeckt. Die Vögel flatterten ängstlich hin

und her, und suchten ein warmes Obdach, um sich gegen die Kälte zu schützen. Der Frost drang in das Mark der Bäume, und tief in die Erde. Da seufzte der Epheu und sprach: „Wie wird es der guten Ulme gehen, wenn sie nur der Frost nicht zerstört!“ — Endlich kam der Frühling. Schneeglöckchen, Krokus und Veilchen hoben ihre Köpfchen empor, und sahen, ob es warm wäre; die Birke ließ ihre grünen Bänder wehen und die Aepfel- und Kirschen-Bäume hatten weiße und röthliche Kränze aufgesetzt. Aber die Zweige des Ulmbaums standen kahl und leer, und keine Knospe und kein grünes Blättchen wollte hervorsprießen. Da jammerte der Epheu und sprach: „Ach er ist todt, der treue Beschützer, mein zärtlicher Freund, und ich kann mich nicht freuen im schönen Lenze, denn ich bin ja einsam!“ — Da sprachen die andern Bäume zu dem Betrübten: „Warum willst du noch an der erstorbenen Ulme hängen, reiße dich loß und komme zu uns, die wir noch frisch und grünend sind!“ — Der Epheu erwiederte: „Das sey ferne von mir, daß ich die Wohlthaten des verstorbenen Baumes mit so schnödem Undank vergelten sollte! — haben meine Blätter ihn im Leben freundlich umschlungen, so mögen sie nun auch im Tode als ein Kranz des Dankes und der Trauer um ihn hängen!“ — So sprach der Epheu und seine Blätter schmückten den geliebten Stamm auch noch im Tode.

53.

Der Einsiedler und der Bär.

Ein Einsiedler hatte sich einen jungen Bären aufgezogen, und durch Futter, Schläge und manche Mühe ihn so zahm wie einen Hund gemacht. Oft brachte er nun seinem Erzieher ein ansehnliches Stück Wildpret heim, trug Holz und Wasser herbey, bewachte seine Hütte; kurz, leistete ihm Dienste von aller Art. Einst lag an einem Sommertage der Einsiedler im Grase dahingestreckt und schlief. Neben ihm saß sein Bär, und wehrte die Fliegen ab, die schaarenweise den Greisen umschwärmten. Vorzüglich quälte ihn eine; wohl zehnmal hatte der Bär sie fortgejagt, und immer kam sie wieder. Jetzt, als sie abermal auf die Wangen des Schlafenden sich setzte, rief der Bär unwillig aus: „Warte! — Warte! — Ich will dich wegbleiben lehren." — Bey diesem Worte ergriff er einen Stein, zielte richtig, und zerschmetterte die Fliege, aber freylich auch mit ihr — den Kopf des Alten.

„Wähle dir keinen einfältigen, keinen allzurohen Menschen zum Freunde! — selbst mit dem besten Willen kann er oft mehr, als der ärgste Feind, dir schaden."

54.

Die drey Freunde.

Drey Araber stritten untereinander, wer wohl der großmüthigste und edelste unter ihren Landsleuten seye. Der eine gab dem Abdallah, Mahomets Vet-

ter, der andere dem Kais, dem Sohne Saids, und der dritte dem Arabah den Vorzug. Keiner wollte nachgeben, bis endlich einer vorschlug, den Streit durch einen Versuch zu entscheiden. Ein jeder sollte zu seinem Freunde gehen, und ihn um seinen Beystand bitten, um zu sehen, wie viel er für ihn thun werde. Der erste gieng zum Abdallah, der eben auf das Kameel steigen wollte, um eine Reise zu thun, und mit dem Fuße schon in dem Steigbügel stand: „Oheim des Propheten!“ — redete er ihn an — „ich bin auf der Reise, und befinde mich in Noth.“ — Abdallah zog seinen Fuß sogleich zurück, und überließ seinem Freunde das reichbeladene Kameel, und bat nur, das Schwerdt, das an dem Sattel hieng, in Acht zu nehmen, weil er es von Ali, Mahomets Schwieger-Sohne, geerbt habe. Sein Freund fand auf dem Kameel etliche seidene Kleider, und viertausend Goldstücke; das köstlichste aber war das Schwerdt des Ali. — Der Andere kam zu seinem Freunde Kais, als er eben schlief. Der Sklave fragte ihn, was er bey seinem Herrn wolle? — „Ich bin auf der Reise“ — antwortete der Freund — „und habe kein Geld.“ — Der Sklave sagte, er könne seinen Herrn im Schlafe nicht stören, und gab ihm siebentausend Goldstücke, mit der Versicherung, daß dieses das Geld Alles seye, das im Hause wäre. — „Gehe aber hin zu den Kameel-Hütern“ — setzte er hinzu — „und laß dir auch ein Kameel, und einen Sklaven geben!“ — Als Kais erwachte, und ihm sein Sklave erzählte, was er gethan habe, schenkte er ihm die Freyheit und sprach: „Warum hast du mich nicht aufgeweckt? — denn

ich würde meinem Freunde noch mehr gegeben haben.“ Der Dritte traf seinen Freund Arabah an, da er eben aus seinem Hause zum Gebet gehen wollte. Zwey Sklaven führten ihn, weil er alt war, und nicht mehr wohl sehen konnte. Jener hatte sein Anliegen kaum vorgebracht, so ließ Arabah die Sklaven los, schlug die Hände zusammen, und beklagte sein Unglück, daß er eben kein Geld habe. „Nimm wenigstens meine zwey Sklaven, Freund! — sagte er — und verkaufe sie!“ — der Mann wollte das nicht thun; aber Arabah betheuerte, wenn er sie nicht nähme, so gebe er ihnen die Freyheit. Hiemit ließ er die Sklaven stehen, und kroch mit tappenden Händen an der Mauer hin. — „Arabah hat am großmüthigsten unter unsern drey Freunden gehandelt!“ — sagten die drey Streitenden einmüthig, als sie mit den erhaltenen Geschenken wieder zurückkamen.

55.

Die faulen und die frischen Aepfel.

„Vater!“ — fragte ein Kind, das eben aus der Schule kam — „was sind denn die bösen Gesellen? — Der Schul-Lehrer hat uns heute gesagt, wir sollen ja vor allem die bösen Gesellen meiden.“ — „Der Schul-Lehrer“ — antwortete der Vater — „hat recht gesagt, mein Kind! — daß man die bösen Gesellen, so viel es möglich ist, meiden solle. Böse Gesellen sind solche Menschen, die selbst verdorben sind, und auch noch Andere zum Bösen anführen. Ja, es

gibt leider! — auch schon solche unglückselige Kinder, die nicht genug bedenken, was unser lieber Gott verboten hat, und die sich nicht schämen, wenn sie etwas Schändliches thun, und wohl gar auch andern Kindern sagen: Dieß und das ist nicht Sünde, was doch schändlich, oft abscheulich ist. — Wenn dann ein gutes Kind mit ihnen besonders allein umgeht, so wird es auch verdorben.“ „Aber, Vater!“ — sagte das unschuldige Kind — „ich meyne, gute Kinder sollten mit bösen Kindern umgehen, damit diese auch wieder gut werden.“ — Da kam ein fremder Mensch ins Haus; der Vater wurde abgerufen, ehe er dem Kinde antworten konnte. Auf den Abend ließ der Vater eine Schüssel voll fauler Aepfel auf den Tisch stellen. Dann gab er dem Kinde etliche schöne frische Aepfel, und sagte: „Leg' diese Aepfel zu den faulen hinein, damit sie auch wieder schön und frisch werden.“ — „Nein, Vater“ — antwortete das Kind — „gerade umgekehrt: die frischen würden nur auch von den faulen angesteckt werden.“ — „Ebenso, mein Kind!“ — versetzte der Vater — „würden auch die guten Kinder von den bösen angesteckt werden, anstatt daß die Bösen von den Guten gebessert würden.“ — Das Kind dachte lang über die Worte des Vaters nach.

56.

Der reisende Derwisch.

Ein armer Derwisch wallfahrtete barfuß nach Mekka, weil er nicht so viel hatte, daß er seine Füße be-

kleiden konnte. Der heiße Sand, über den er gieng, brennte sie wund; er klagte über die Strenge seines Schicksals, und nannte die Vorsehung ungerecht, weil sie ihm nicht einmal so viel geschenkt habe, als sie den Thieren des Feldes gebe. Als er endlich die Stadt Kufa erreichte, sah er an der Thüre der großen Moschee einen armen Mann sitzen, dem beyde Füße abgehauen waren. Dieser Anblick machte ihn klug. „Meine Klage über die Vorsehung war verwegen“ — sprach er bey sich selbst. „Womit habe ich es verdient, daß ich glücklicher bin, als dieser Elende, der wie ein Wurm der Erde von einem Ort zum andern kriechen muß?“ — Er gieng in die Moschee, knieete nieder, bereute seine Ungeduld, und setzte seine Wallfahrt zufrieden fort. Der Weg machte in wenigen Tagen seine Füße hart, und er kam nach Mekka, ohne zu wissen, daß er mit nackten Füßen über heißen Sand gewandert seye.

57.

Die Quelle.

Ein gutmüthiges Hirten-Völkchen bewohnte ein fruchtbares Thal. Mehrere Bäche schlängelten sich durch dasselbe, und tränkten das Gras und die Wiesen, so daß ihre Heerden reichliches Futter hatten, und groß und stark wurden. Die Hirten waren sehr zufrieden mit ihrem Aufenthalte, denn er gewährte ihnen alle Bedürfnisse ihrer beschränkten Lage reichlich, und mit frohen Blicken betrachteten sie oft ihre fetten Weiden. „Aber Eins sollten wir noch haben“ —pflegten sie dann zu sagen —„eine schöne, klare Quelle

zum Trinken aus jenem Berge. Wiewohl dieses Thal mit zahlreichen Bächen versehen ist, die unsere Wiesen so wohlthätig befeuchten, so ist doch keiner ganz angenehm zum Trinken für uns selbst, da wir oft das Wasser erst von mancherley Würmchen reinigen müßen.“ So sprachen die Hirten untereinander, wenn sie sich Mittags bey heißer Sonnengluth, unter einen schattenden Baum gelagert hatten, und Brod und Milch verzehrten; oder wenn sie Abends ihre Heerden nach den Ställen trieben, und der Ruhe pflegen wollten. Eines Tages trieben sie nahe an den Bergen, die das Thal umschloßen, und mit Birken und Eichen, Buchen und vielerley Gesträuchen bewachsen waren; da sprach einer unter ihnen: „Hört ihr nicht ein Rauschen? — mir klingt es, als wenn hier eine Quelle rieselte!“ — Und die andern lauschten, und vernahmen bald das Getön. „Das ist das Rauschen einer Quelle!“ — riefen sie freudig, und eilten zu dem Orte, woher der Ton kam. Da sahen sie unter dem Stamme einer mächtigen Eiche ein silberhelles, klares Wasser hervorstrudeln; sie schöpften davon, und sein Geschmack dünkte ihnen lieblich und erquickend. „Laßt uns nun eine Röhre machen“ — sagte der Aelteste unter ihnen — „und ein steinernes Becken, daß sich die Quelle darein ergieße, und nicht getrübt und verunreinigt werde von unsern Heerden, sondern lauter und klar bleibe zu unserm Gebrauch!“ — „Das ist ein verständiges, gutes Wort, das wollen wir befolgen!“ — sprachen die Andern. Und sie machten eine hölzerne Röhre, und ein steinernes Becken, worein sich die liebliche Quelle ergoß. Auch umzäumten sie den Platz, und

legten Rasenbänke darum an, damit sie dort ausruhen konnten. Die Kinder des Dorfes kamen, und pflanzten Veilchen und wilde Rosen darum, die angenehmen Geruch verbreiteten. Das Plätzchen an der Quelle wurde nun der Versammlungs-Ort des ganzen Dorfes. Greise und Männer, Jungfrauen und Kinder kamen Abends dahin, und plauderten mit einander in traulichen Gesprächen. Da freute sich die Quelle in der Stille, und sprach: „Die Menschen hier wissen das Gute und Wohlthätige zu schätzen, wenn sie immer so bleiben, so will ich nie von diesem stillen Plätzchen weichen, und sie sollen meine Erquickung genießen.“ — Aber nach einer Reihe von Jahren war es ganz anders. Die Nachkommen jener Hirten vergaßen den schuldigen Dank gegen die Quelle, und achteten sie sehr gering, weil sie nie ihren Mangel gefühlt hatten. Die Umzäumung war locker geworden und zerrissen, die Rasenbänke waren zerstört und eingefallen, die Röhre war zerbrochen, das Vieh besudelte das klare Wasser, und wälzte sich in dem steinernen Becken herum, fraß die Blumen ab, die darum gepflanzt waren, und erfüllte mit seinem Brüllen das sonst so angenehme Plätzchen. Da betrübte sich die Quelle, und sprach: „Ich sehe, meine Wohlthaten sind alt geworden, und man achtet ihrer nicht mehr. Ich will eine Zeitlang in den Berg zurückkehren, vielleicht lernen die Menschen durch meinen Verlust einsehen, was ich werth bin. Sonst tönten muntere Lieder und trauliche Gespräche in mein Murmeln, aber jetzt wird es von rauhem Gebrülle umtäubt. — Das ist meiner Natur entgegen. Ich verberge mich wieder, und

wenn sie meiner benöthigt sind, werden sie mich schon suchen.“ — So sprach die Quelle. Als die Mädchen des Dorfes kamen, um Wasser zu holen, fanden sie den Ort leer, die Quelle war verschwunden. Darüber entstand eine große Verwunderung unter den Hirten, als sie es vernahmen, und sie riethen hin und her, was wohl die Ursache von ihrer Entweichung seyn könne. Einige meynten, sie wäre zu stark geflossen, und sey nun vertrocknet: andere aber, sie seye karg, und wolle den Menschen ihr Wasser nicht gönnen. An sich selbst und ihre eigene Schuld dachten sie nicht. Aber der Mangel drückte sie sehr, und sie sehnten sich mit jedem Tage stärker nach dem erquickenden Wasser der Quelle. Da sprach ein junges Mädchen, Namens Dorothea, zu ihrem Vater: „Lieber Vater, ich möchte dir wohl sagen, wenn du es anhören wolltest, was ich von der Quelle denke.“ — „Sag' es nur, mein Kind!“ — erwiederte der Vater — „dein Herz ist noch rein und fromm, und dein Blick ungetrübt, du könntest wohl die Ursache sicher errathen.“ Da sprach das Mädchen: „Hast du mir nicht erzählt, wie sonst die Quelle seye umzäunet und mit Blumen seye umpflanzt gewesen, wie ihr euch dort versammelt, und im Schatten der Eiche traulich geschwatzt habt, und daß das Vieh sie nicht habe besudeln dürfen? — Das ist nun verändert, und die Quelle wird ihr schönes Wasser nicht wollen verunreinigen lassen, darum hat sie sich in den Berg begeben.“ — „Ja, meine Tochter! — so ist es gewiß, und dein Gefühl hat sich nicht geirrt;“ — sagte der Vater. — „Heute noch wollen wir Anstalt machen,

alles wieder herzustellen, wie es in den alten Zeiten war. Und die Hirten flochten eine neue Umzäunung, bauten neue Rasenbänke, pflanzten Blumen, legten eine neue Röhre ein, und siehe — da kam der helle Wasserstrahl wieder hervorgeschossen, und erfreute sie mit seiner erquickenden Kühle. — Niemals wurde die Quelle wieder verachtet, denn die Hirten hatten ihren Werth durch Mangel kennen lernen.

58.

Der Pfau.

Lina, Emilie und Sophronie saßen an dem blumenreichen Ufer eines rauschenden Flusses, und horchten der Musik, die von einem benachbarten Walde her ertönte, zu. Die Sonne vergüldete mit ihren untergehenden Strahlen den schönen Abend-Himmel: sanfte Zephyre (Winde) säuselten umher, und die gefiederten Sänger schienen mit einander in Abend-Gesängen des Dankes und Lobes zu wetteifern. Entzückt von der kunstlosen Melodie des Hänflings, des Goldfinken, des Stieglitzes und der Amsel, waren sie ganz Ohr, und bemerkten nicht einen Pfau, der sich von einem benachbarten Edelhofe verloren, und sich ihnen mit einem majestätischen Schritte und seinem ausgebreiteten Schwanze näherte. Die Harmonie des Konzertes wurde bald durch das laute und heischere Geschrey dieses stattlichen Vogels unterbrochen; und ob ihn gleich Emilie wegjagte, so setzte er doch sein Geschrey mit dem Zutrauen fort, das eine sich selbst bewußte Schönheit nur zu oft einflößet. Glaubt denn der alberne Vogel" — sagte Lina

— „daß er die Gabe zu singen habe, weil er einen so ausgebreiteten Schweif hat, oder mit den reichsten Farben verzieret ist?“ — „Ich weiß nicht“ — erwiederte Sophronia — „ob der Pfau einer solchen Betrachtung fähig ist; doch hoffe ich, daß du und Emilie allezeit das auszukramen vermeiden werdet, was sich für euer Geschlecht, Stand und euern Charakter nicht schickt. Vermeidet ein affectirtes (gezwungenes) Wesen, in allen seinen gehässigen Gestalten; nehmet keine erborgten Mienen an, und begnüget euch, auf dem Wege zu gefallen, zu glänzen oder nützlich zu seyn, den euch die Natur angewiesen hat, und den die Vernunft billiget!

59.

Die Raupen-Nester.

Ein Mann hatte ein Gärtchen voll schöner Zwerg-Bäumchen. Zu Anfang des Frühlings sah er, daß hier und da Raupen-Nester auf demselben waren. Er befahl seinem Sohne, sie sogleich abzubrechen, und sie so mit leichter Mühe zu vertilgen. Der Sohn meynte, es seye morgen oder übermorgen auch noch Zeit genug, und beschäftigte sich indessen mit Tändeleyen. Nach einigen Tagen fielen ihm die Raupen-Nester wieder ein: aber die Raupen waren ausgekrochen, hatten sich im ganzen Garten über alle Bäume verbreitet, Blätter und Blüthen abgefressen, und die schöne Hoffnung einer reichen Obst-Aernte war dahin.

So können auch kleine Fehler groß und unüberwindlich werden, wenn man sie nicht frühzeitig auszurotten sich bemühet.

60.

Das Bild im Teiche.

Lottchen sah bey stillem Wetter in einem Teiche das leuchtende Bild der Sonne. „Vater“ — rief sie — „kommt geschwinde in den Garten, es ist ein großes Feuer im Teiche!“ — Der Vater lächelte und gieng mit ihr hin. „Seht ihr nicht, Vater, wie es da brennt?“ — rief Lottchen. „Ich sehe es wohl, mein Kind!“ — sprach der Vater — „aber es ist das Bild der über uns stehenden Sonne, welche sich im Wasser spiegelt. Doch ich will dich überzeugen, daß es kein Feuer ist.“ — Darauf nahm er eine lange Stange, und hielt sie eine Weile in den Wiederschein der Sonne, und als er sie heraus zog, da mußte Lottchen sie anfassen, und fand sie naß und kalt. Als sie zurückgiengen, da wunderte sich Lottchen, wie es so feurig hätte aussehen können, da es doch kein Feuer wäre! — „Mein Kind“ — antwortete der Vater — „das Bild der Sonne ist nicht die Sonne selbst, dein Bild im Spiegel bist du nicht selbst, denn zwischen dem Bilde und dem Abgebildeten ist ein großer Unterschied. Das Bild ist nicht die Sache selbst, der es ähnlich sieht. Der Schein betrügt oft, und darum brauche du den Unterricht erfahrener Leute, damit du lernest, nicht gleich einem jeden Anscheine zu trauen, sondern durch den Verstand Dinge zu prüfen.

61.

Die zwey Weiber am Brunnen.

Zwey Weiber, die sich seit langer Zeit gram gewesen, begegneten sich an einem Brunnen, und jede wollte zuerst Wasser schöpfen, denn jede behauptete, ihr Vieh könne keinen Augenblick länger warten. Hierüber geriethen sie in ein langes heftiges Gezänke, und mußten endlich unter dem Gelächter aller Nachbarn von ihren Männern auseinander gebracht werden. Das Vieh, um welches sie so besorgt zu seyn schienen, hatte indessen stundenlang Durst leiden müssen.

So hintergeht der Mensch sich selbst, wenn in ihm böse Triebe rege werden! — Diese Weiber meinten, sie zankten sich nur aus Sorgfalt für ihr Vieh, und doch zankten sie sich bloß, weil sie einander haßten. Mit jeder andern hätten sie sich gut vertragen, und ihr gern erlaubt, zuerst zu schöpfen.

Gebt wohl Acht, Kinder, auf die geheimen Bewegungen, die in euch entstehen, damit ihr euch nicht selbst zu bösen und schädlichen Handlungen verführet!

62.

Die gelegene Zeit.

Ein fleißiger Landmann, der immer darauf bedacht war, sein Feld zu verbessern, hatte einige Aecker, die mit Kiesel-Steinen wie besäet waren. Diese mußten weggeräumt werden. Und er vertheilte die Arbeit unter seine Kinder, daß sie die Steine zusammen lesen und wegtragen möchten. Es war schönes Früh-

lings-Wetter. Da sprach er zu seinen Kindern: „Machet euch jetzt an die Arbeit, weil es gelegene Zeit und die Witterung günstig ist.“ — Und sie machten sich frisch und fröhlich daran, bis auf Franz, der die Arbeit aufschob, und sich mit mancherley Spielen in Gesellschaft Anderer belustigte. Schon hatten sie ihr Geschäft vollendet, als Franz noch keinen Anfang damit gemacht hatte. „Wann willst du“ — fragten sie ihn — „die Steine vom Acker lesen? — Siehe wir sind schon längst mit der Arbeit fertig, und du hast nicht einmal einen Anfang damit gemacht.“ — „O!“ — sprach er — „ist nicht das Jahr lang, und der Sommer vor der Thüre? — was gilt's, da werde ich an Einem Tage mehr zu Stande bringen, als ihr in einer ganzen Woche habt fertig bringen können!“ — Als aber die Sonne am Himmel höher stieg, und die Luft und der Erdboden erhitzt ward durch ihre Strahlen, scheuete er sich, denn die Arbeit war ihm zu schwer, und der Schweiß floß ihm von der Stirne, wenn er's versuchte; und er erlag unter der mühenden Last. — Da sprach er bey sich selbst: „Ich will harren, bis die kühlere Herbst-Zeit kommt; dann wird dieß Geschäft mir leicht seyn, und ich werde es ohne Beschwerden vollenden.“ — So verstrich der Sommer, und die schwüle Luft ward abgekühlt durch den Wind, der vom Norden her wehete. Nun wollte er sich wirklich mit Eifer daran machen. Aber siehe! — kaum hatte er angefangen, so vertrieben ihn heftige und anhaltende Regengüsse von seiner Arbeit, und er kehrte durchnäßt vom Felde heim. „Auch diese werden aufhören, sprach er; wie viele schöne heitere Tage bringt nicht der

Winter, wenn der Herbst mit seinen rauhen Stürmen und Regenschauern vorüber ist!“ — So sprach er, und der Winter nahete sich. Als nun die Luft sich erheitert hatte, und die Stürme schwiegen, und die Sonne vom unbewölkten Himmel herab schien, eilte er hinaus auf den Acker. — Aber mit welcher Bestürzung nahm er seinen Irrthum und seine Thorheit zu spät wahr! — die Steine abzulesen war ihm jetzt unmöglich, denn der Frost hatte den Erdboden verschlossen, und hielt die Steine darin gefangen, und er mußte nach Hause kehren.

Was du thust, das thue bald! — Jeden Aufschub heilsamer Geschäfte wirst du bereuen. Diese Stunde ist dir gelegen; du weißt nicht, ob irgend eine der künftigen es seyn wird.

Wie beschämt wirst du im Alter einst seyn, wenn du den schönern Theil deines Lebens hast verstreichen lassen, ohne ihn im Dienste Gottes zu nützen!

63.

Der Edelmann und sein Sohn.

Ein vornehmer Herr gieng einst beym anbrechenden Frühlinge in seinem Garten mit seinem kleinen Sohne spazieren. Schon blühte der Krokus, das Veilchen, das Tausendschön und andere Blümchen, und die meisten Bäume waren bereits mit schönem jungem Grün und weißen und röthlichen Blüthen bedeckt. — Von ungefähr kamen sie an ein Spalier, an dem noch der ungestalte Weinstock, aus dem Stroh erst ausgebunden, auf der Erde lag. Sein Holz war krüpplich, rauh, verwachsen, dürr, un-

scheinbar. — „Ach, warum reißt man nicht das krötenfarbige Holz heraus, und wirft es in Ofen?“ — rief der kleine Junker; und fieng an, daran zu zerren, um es aus der Erde zu reissen: aber die Wurzeln hielten es zu fest. — „Ich habe meine Ursache dazu;“ — sagte der Vater — „es mag immer noch stehen; zu seiner Zeit will ich dir sie schon entdecken.“ — „Aber, Vater! — sehen Sie nur dort gegen über die prächtige Blüthe des Pfirsich- und Aprikosen-Baums! — warum nicht lauter solche? — das verunstaltet ja den ganzen Garten? Lassen Sie mich es immer den Arbeitern sagen, daß sie ihn ausrotten!“ — „Ich sage dir, nein; und er soll stehen bleiben — wenigstens noch auf einige Zeit.“ — Der Vater suchte ihn auf etwas anders aufmerksam zu machen, und die ganze Sache wurde vergessen. Es kam eine Reise nach einer entfernten Stadt dazwischen, und sie kamen spät im Jahre wieder zurück. Hier gieng er wieder mit dem Kleinen an dasselbe Spalier. — „Hilf Himmel!“ — schrie dieser: „was für eine herrliche Tapete! — Ach! — Sie haben das alte verdorrte Holz, das wir im vergangenen Frühjahre hier sahen, und das mir so zuwider war, ausrotten, und diese neuen schönen Bäume dafür pflanzen lassen, um mir eine heimliche Freude zu machen? — Welche reitzende Frucht! — die schönen blauen und röthlichen Trauben! — dachte ich doch keine schönere Figur unter allen möglichen Garten-Früchten zu kennen, und die schönen großen zackigten Blätter, unter denen diese Trauben hervorstechen! — Schmecken sie denn auch so gut?“ — Der Vater gab sie ihm zu

kosten, sein Entzücken gieng von neuem an, und wie sehr ward es noch vermehrt, als er vernahm, daß aus diesen Beeren der begeisternde, edle Trank gepreßt würde, den man Wein nennt. — „Hast du dich satt gewundert? — so wund're dich noch mehr, wenn ich dir sage, daß dieß das krötenfarbige, krüpplichte, verwachsene, dürre, unscheinbare Holz war, was du im vorigen Frühlinge ausrotten, und in's Feuer wolltest geworfen wissen. — Wie du hier schloßest, schließt man oft im menschlichen Leben. Man sieht ein armes, unscheinbares, vielleicht dem Leibe nach elendes gebrechliches Kind: du verachtest es, gehst stolz vorüber, und siehst vielleicht spöttisch auf dasselbe herab: hüte dich vor einem übereilten Urtheile! — In diesem schlecht gekleideten, oder sogar verwachsenen Körper steckt eine der schönsten Seelen, die einst durch Tugend und Weisheit die Welt erleuchten wird! — es ist ein unscheinbarer Stamm, der aber die herrlichsten Früchte trägt."

64.

Der Gärtner Salim.

In einer fruchtbaren Ebene hatte sich der Gärtner Salim seine Pflanzung bereitet; mild war der Himmel über ihm, und freundlich die Natur um ihn. Sein Geschäft war schwierig, aber die fruchtbarsten Pflanzen erfreuten ihn, und er arbeitete mit Lust. Vor allem verwandte Salim auf seine Baum-Schule großen Fleiß. Die zarten Keime füllten mehrere Beeten seiner Pflanzung. Er stand unter ihnen

wie der Vater unter seinen Kindern steht. Er reinigte den Boden vom Unkraute, damit nicht die besseren Säfte seinen Pfleglingen würden entzogen; er jätete, hackte, begoß, je nachdem es die Jahrszeit und die edeln Pflanzen erforderten. Mit Hülfe seiner Kunst veredelte er die Wildlinge, und welcher Lohn für ihn, wenn die kleinen Stämme unter seiner Hand zur Fruchtbarkeit heranwuchsen! — Freylich gediehen nicht alle gleich, und oft trübte sich sein Auge, wenn an so manchem Wildlinge alle seine Pflege vergeblich schien; aber dann sah' er wieder auf die edleren hin, die seine Mühe besser lohnten, und neue Hoffnungen goßen sich in seine Brust; seine Pflege verdoppelte sich, und seine Arbeit war gesegnet. Salims Pflanzung war in den umliegenden Orten bekannt. Wer fruchtbare und schöne Bäume wollte, holte sie sich aus seiner Schule, und es freute den Gärtner, wenn seine Pfleglinge, auf fremden Boden versetzt, Früchte brachten, schön in ihrer Gestalt, und erquickend in ihrem Geschmacke. „Möget auch ihr fruchtbar werden!“ — rief er dann seinen kleinen Zöglingen zu, und begann von neuem die Arbeit. Auch ward der Segen seiner Pflanzung zum Sprichworte im Lande; denn also segneten gute Aeltern ihre Kinder: „Machet uns Freude, wie Salim Freude hat an seinen jungen Bäumen, und traget goldene Früchte, wie Salims Bäume Früchte tragen!“ —

65.

Die Kornblumen.

„Sieh die schönen Blumen, blau wie der Himmel!" — rief eine Schaar Kinder, die ihr Lehrer an einem heitern Mittage in's Freye führte. „O daß doch das ganze Feld sie trüge! — wie wollten wir daran pflücken, Kränze winden, und uns schmücken!" — Mit diesen Worten liefen sie neben dem wogenden Korne her, und pflückten vom Rande die einzeln stehenden Blumen. „Ihr wollet, daß sich das ganze Feld mit ihnen schmückte?" — antwortete ihnen der Lehrer. „Aber wenn es nach eurem Wunsche gienge, könnte dann wohl der Landmann zur Aerndtezeit die vollen Roggen-Garben in die Scheune sammeln, um sich und uns alle zu ernähren? — Schön ist die Blume, und ergötzend dem Auge, aber nützlich das Korn und unentbehrlich zum Leben. Womit würdest du, Hermann!" — so fuhr er fort zu dem Verständigsten unter den Schülern — „dieses Korn-Feld und diese Blumen im menschlichen Leben vergleichen?" — „Das Korn soll mir ein Sinnbild seyn" — sprach dieser — „von dem Nützlichen und Nothwendigen des Lebens, die Blume von dem Angenehmen und Schönen. Das Angenehme, das Spiel, der Scherz soll nicht die Hauptsache seyn, sondern Ernst, Arbeit, Anstrengung der Pflicht. Ist — ihr ein Genüge geschehen, nur dann darf die Blume der Freude und der Erholung zwischen der Arbeit aufblühen, wie die Korn-Blume zwischen den Aehren, aber nur einzeln, damit nicht das Angenehme das Nützliche verdränge

und ersticke." — So sprach der Verständige, und gedachte dabey der oft gehörten Ermahnung des Lehrers: die Pflicht-Erfüllung sich mehr seyn zu lassen, als das Vergnügen, und mit dem Angenehmen das Nützliche nur zu schmücken und zu heben. Sie giengen weiter, es senkte sich das Feld, und in der Tiefe blühten wirklich nach dem kurz vorher laut gewordenen Wunsche der Kinder tausende von himmelblauen Blumen, und nur einzelne Aehren standen kraftlos zwischen ihnen zerstreut. Der Herr des Feldes stand darneben, schüttelte den Kopf, und murmelte unverständliche Worte. — „Warum so verdrießlich?" — fragte nach dem Gruße vorübergehend der Lehrer. „Ich ärgere mich" — sprach der Landmann — „über die unverschämten blauen Blumen, sie zehren mir den Boden aus, und entkräften die Halme. Darum wird sie von uns Landleuten auch nur die Hunger-Blume genannt." — „Behaltet das bedeutende Wort!" — sagte, als sie fortgiengen, der Lehrer zu den horchenden Kindern. — „Verdränget das Vergnügen — den Ernst und die Arbeit, so wird es eine Hunger-Blume der Menschen."

66.

Der Schmetterlings-Fang.

Der kleine Wilhelm hüpfte an einem frühen Sommer-Morgen in den Garten seines Vaters, um von dem Blumenbeete, welches ihm eigen gehörte, einen Strauß von Nelken und Levkojen zu pflücken, der Mutter zum Geschenke; denn es war ihr Geburtstag. Als er nun in den Garten kam, erblickte er

einen schönen Sommervogel, der hin und her flatterte. Da vergaß der Knabe der Blumen und der Mutter, und wollte das Vögelein erhaschen. Anfangs verfolgte er es mit leisen Schritten, als ob er sich verbergen wollte, aber mit jedem Schritte wuchs seine Begierde, und das Vögelein dünkte ihm schöner an Fittich und Farben, je mehr es sich entfernte. Endlich ließ es sich nieder, und setzte sich auf ein kleines Obstbäumchen, welches seine ersten Blüthen trug. Dieses aber stand neben dem Blumenbeete, das ihm eigen gehörte, und auch das Bäumchen hatte der Vater ihm geschenkt. Darum, und weil es so klein war, und eine schöne Krone trug, liebte der Knabe es sehr. Als er nun das Vögelein auf der Blüthe sitzend erblickte, sprang er eilends hinzu, und schlug mit seinem Hute so heftig nach dem Sommervogel auf dem Bäumchen, daß alle Blüthen herniederfielen, und drey Aeste herabgerissen wurden. Da sah er bestürzt vor sich nieder zu seinen Füßen, wohin die Zweige gefallen waren, und ward gewahr, daß er auch alle seine Hyacinthen, Levkojen und Nelken zertreten hatte, und das Sommervögelein lag todt und zerrissen zu seinen Füßen. Da kehrte Wilhelm weinend und wehklagend nach Hause zurück, ohne Sommervogel und Blumen. — Ein Bild leidenschaftlicher Sinnlichkeit, die nach Freuden hascht.

67.

Das Oehl im Wasser.

Sophron und Alexis hatten oft von ihrem Lehrer Euphronius von dem Experimente gehört, die Wellen

mit Oehl zu besänftigen, welches sein Freund, Doktor Franklin, gemacht hatte. Sie waren voller Ungeduld, es zu wiederholen: und da dem Versuche ein heftiger Wind günstig war, so eilten sie eines Abends an eine Wasserfläche, in dem Land-Gute des Eugenio. Das Oehl wurde auf den Teich gegossen, breitete sich auf allen Seiten aus, brachte die ganze Fläche des Wassers in Ruhe, und warf die schönsten Farben zurück. Vergnügt über den glücklichen Erfolg, baten die Jünglinge den Euphronius, ihnen die Ursache einer so wunderbaren Erscheinung zu entdecken. Er sagte ihnen, daß der Wind, der auf das Wasser blies, welches mit einem Gewande von Oehl bedecket ist, über die Fläche desselbigen weggleitet, nnd kein Reiben bringt, das eine Welle erheben kann. Aber diese wundersame philosophische Thatsache, sagte er, gibt zu einer höchst wichtigen moralischen Bemerkung Anlaß. Wenn ihr euch selbst von der Leidenschaft in Bewegung setzen lasset, so scheinen eure Seelen von einem Sturme getrübt zu seyn. Aber höret ihr auf die Stimme der Vernunft, so wird sie, wie Oehl auf's Wasser gegossen, die Unruhe in euch dämpfen, und eure Heiterkeit, und Ruhe wieder herstellen.

68.

Die Jahres-Zeiten.

„Ach! — wenn's doch immer Winter bliebe!" — sagte Ernst, da er einen Mann von Schnee gemacht hatte, und im Schlitten gefahren war. Sein Vater,

sagte, er möchte diesen Wunsch in seine Schreibtafel schreiben: und er that's. Der Winter vergieng; es kam der Frühling. Ernst stand mit seinem Vater an einem Blumenbeete, auf welchem Hyacinthen, Aurikeln und Narcissen blühten, und war vor Freude darüber ganz ausser sich. „Das ist eine Frucht des Frühlings" — sagte sein Vater — „und wird wieder vergehen." — „Ach!" — antwortete Ernst — „wenn's doch immer Frühling wäre!" — „Schreib' diesen Wunsch in meine Schreibtafel!" — sagte sein Vater, und er that's. Der Frühling vergieng; es kam der Sommer. Ernst gieng mit seinen Eltern und einigen Gespielen an einem schönen warmen Tage nach dem nächsten Dorfe, und sie blieben daselbst den ganzen Tag. Rund um sie her sahen sie grüne Saaten, und Wiesen mit tausendfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten, und muthige junge Füllen ihre Sprünge machten. Sie aßen Kirschen und anderes Sommer-Obst, und ließen sich's den ganzen Tag über recht wohl seyn. „Nicht wahr" — fragte der Vater bey'm Zurückgehen — „der Sommer hat doch auch seine Freuden?" — „O!" — antwortete Ernst — „ich wollte, daß es immer Sommer wäre!" — Er mußte auch dieses in die Schreibtafel seines Vaters schreiben. Endlich kam der Herbst. Die ganze Familie brachte einige Tage im Weinberge zu. Es war nicht mehr so heiß wie im Sommer, aber die Luft war sanft, und der Himmel heiter. Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen; auf dem Mistbeete sah man wohlschmeckende Melonen liegen, und die Zweige der Bäume wurden von reifen Früchten herabgebeugt. Das war erst ein

Fest für unsern Ernst, der nichts lieber als Obst aß. „Diese schöne Zeit“ — sagte sein Vater — „wird bald vorüber seyn; der Winter ist schon vor der Thüre, um den Herbst zu vertreiben.“ — „Ach!“ — sagte Ernst — „ich wollte, daß er wegbliebe und es immer Herbst wäre!“ — „Wolltest du das wirklich?“ — fragte sein Vater — „Wirklich!“ — war seine Antwort. — „Aber“ — fuhr sein Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog — — „sieh doch einmal her, was hier geschrieben steht; lies doch!“ — — „Ich wollte, daß es immer Winter wäre!“ — Und nun lies einmal hier auf dieser Seite; was steht denn da? — „Ich wollte, daß es immer Frühling wäre!“ — Und was auf dieser Seite hier? — „Ich wollte, daß es immer Sommer wäre!“ — „Kennst du“ — fuhr der Vater fort — „die Hand, die dieß geschrieben hat?“ — „Das habe ich geschrieben!“ — antwortete Ernst. „Und was wünschtest du jetzt eben?“ — Ich wünschte, daß es immer Herbst seyn möchte!“ — „Das ist doch sonderbar genug!“ — sagte der Vater. — „Im Winter wünschtest du, daß es Winter, im Frühlinge, daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbste, daß es Herbst seyn möchte. Denke einmal nach, was folgt wohl daraus?“ — „Daß alle Jahres-Zeiten gut sind.“ — „Ja, daß sie alle reich an Freuden, reich an mannigfaltigen Gaben sind; und daß der liebe große Gott viel besser, als wir arme kurzsichtige Menschen, sich auf das Weltmachen verstehen muß! — Hätte es vorigen Winter von dir abgehangen, so würden wir keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbst bekommen haben. Du

hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur immer im Schlitten fahren, und Schneemänner machen zu können: und wie viele andere Freuden hätten wir dann entbehren müssen! — Wohl uns, daß es nicht auf uns ankommt, wie es in der Welt seyn soll: wie bald würden wir sie verschlimmern, wenn wir könnten!"

69.

Der verarmte Sohn.

Ein Hausvater hatte die Gewohnheit, daß er bisweilen in seiner Kinder Gegenwart betete. Vermuthlich that er dieß deßwegen, damit sie von ihm lernen sollten, wie man sich mit Gott unterreden müsse. Wenn er nun betete, pflegte er insgemein zu sagen: „Ich danke Dir, lieber Gott, für alles Gute, das Du mir gegeben, und für alle Leiden, die Du mir zugeschickt hast." — Darüber verwunderten sich nun die Kinder, und der älteste von ihnen, Ehrhard, fragte einmal: „Aber lieber Vater, warum dankst du denn Gott für die Leiden? — Ich dächte, sie wären nichts Gutes." — „Allerdings!" — antwortete er — „sie sind etwas Gutes, wenn man sich nur recht und gut in denselben verhält, und sich nicht dadurch zur Ungeduld verleiten läßt. Dieß kann ich dir durch meine Lebens-Geschichte beweisen. Ich hatte einen Vater, den ich für reich hielt, und bey dem ich Freyheit hatte, zu thun, was ich wollte, weil seine Geschäfte ihm nicht erlaubten, sich um mich zu bekümmern. Dieser Vater starb, und nach seinem Tode fand man, daß er größeren Aufwand gemacht hatte, als seine

Umstände erlaubten; denn die Gläubiger nahmen sein sämmtliches Vermögen weg. Ich war darüber untröstlich, und fühlte seinen Verlust noch mehr, da mich der Vaters-Bruder zu sich nahm, und meine Erziehung besorgte. Dieser war ein sehr harter Mann. Er warf mir oft vor, daß ich bey ihm das Gnaden-Brod äße, hielt mich äusserst schlecht in der Kleidung, gab mir des Morgens trocken Brod, und zu Mittage ließ er mich an einem Nebentische sitzen, und gab mir weiter nichts zu essen, als was auf den Tellern übrig geblieben war. Ueberdieß fuhr er mich sehr heftig an, so oft ich etwas versah, und schlug mich sogar, wenn er zornig war. Dieß kostete mir tausend Thränen. Da ich einige Jahre bey ihm ausgehalten hatte, überdachte ich einmal mein ganzes Schicksal, und bemerkte, daß ich wirklich weit besser als sonst seye. Sonst betete ich gar nicht, oder doch sehr leichtsinnig, war frech und ungefällig, und gab mir gar keine Mühe, etwas zu lernen, weil ich so einfältig war, zu glauben, daß ich es wegen meines Reichthums nicht nöthig hätte. Aber nun hatte die Noth mich beten gelehrt: ich stand keinen Morgen auf, und legte mich keinen Abend nieder, ohne Gott recht herzlich angerufen zu haben, daß er mir doch ein gutes und frommes Herz geben wolle. Die Härte meines Vetters hatte mich sehr biegsam und gefällig gemacht, und weil ich wußte, daß ich nichts auf der Welt finden würde, als was ich mir durch meinen Fleiß verschaffte, so wendete ich alle meine Kräfte an, etwas Nützliches zu lernen. Da fiel ich auf meine Kniee, und bat: ach, verzeihe es mir, Gott, daß ich bisweilen über meine

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Leiden unwillig gewesen bin! — Sie sind ja die größte Wohlthat, die Du mir erzeigt hast, denn sie haben mich gebessert." — Die Kinder wurden durch diese Erzählung gerührt, erinnerten sich hernach oft an dieselbe, wenn sie leiden mußten, und fanden in der That, daß auch sie durch Leiden gebessert wurden.

70.
Die krummen Wege.

„Wie geht es doch zu" — sagte Ludwig, als er mit seinem Vater durch ein Kornfeld wandelte, — „daß die meisten Fußpfade und Fahrwege nicht gerade ausgehen, sondern eitel Krümmungen machen? — Warum legen sich doch die Menschen so wunderliche Pfade und Wege an? — Sie machen sich ja dadurch den Weg zu ihrem Ziele offenbar weiter, denn der gerade Weg ist der nächste." — „Mein Sohn!" — antwortete der Vater — „einige von denen, welche diese krummen Wege machen, thun es aus Bequemlichkeit: Sie wollen nicht über einen Stein, oder einen Graben, ja nicht einmal über einen kleinen Erdklumpen steigen, und beugen deßhalb um. Andere hinwiederum machen den krummen Weg aus Leichtsinn, aus Unbedachtsamkeit, sie schlendern gedankenlos hin, ohne auf das Ziel zu sehen, welches sie erreichen wollen, und so geht's denn bald rechts, bald links. Von dieser Art sind die meisten, lieber Sohn! — Auch auf der Wanderung zum Glück machen es die Menschen so. Die Bequemen und Trägen wollen nicht durch redliche Arbeit, welches die gerade

Straße ist, das Glück erreichen, sondern List und Betrug, welches der krumme Weg ist, soll ihnen dazu helfen. Darüber aber kommen sie entweder gar nicht zum wahren Glück, oder doch später, und erst dann, nachdem sie ihren bösen Irrthum eingesehen haben. Andere leben gedankenlos in den Tag hinein, versäumen die rechte Zeit, sich Geschick zu erwerben, die gute Gelegenheit, sich wahren Vortheil zu stiften, irren ab, und gerathen, ehe sie dessen sich versehen, in Ungelegenheit und Schaden. Siehe mein Sohn, das sind die krummen Wege, welche vom Ziele entfernen. Wähle Du, o Liebling meines Herzens, stets den geraden Weg! — Sey aufmerksam auf deine Handlungen und Umstände, scheue Schwierigkeiten nicht: dann gelangst du am ehesten zu unserer Aller Ziel, zu der wahren Glückseligkeit!" — Und der Sohn versprach seinem guten Vater, daß er diese wahre, diese goldene Lehre befolgen wolle.

71.

Henriette und der Nachtwächter.

„O wie unglücklich sind doch viele arme Leute" — rief Henriette aus, als sie den Nachtwächter, einen Mann von 74 Jahren, in dem Garten ihres Vaters arbeiten sahe. „Unglücklich" — fragte ihr Vater — „warum das?" — „O stellen Sie sich doch nur einmal den Mann vor, ich dächte, es könnte kein Mensch unglücklicher seyn als er! — So ein alter Mann muß noch immer fortarbeiten, und hat also weder am Tage, noch des Nachts Ruhe, und

wenn er sich nun den ganzen Tag recht müde gearbeitet hat, so hat er kaum drey Groschen. Lieber Gott, was kann er denn damit anfangen, und eine Frau und Kinder hat der arme Mann auch nicht; wer kocht ihm denn etwas, und wenn er krank wird, wer pflegte seiner alsdann? — Sollte ich einen solchen Mann nicht unglücklich nennen?" „Nein" — sagte ihr Vater — „meine liebe Tochter, das ist viel zu voreilig; ob ein Mensch glücklich oder unglücklich zu nennen seye, läßt sich aus seinen äusserlichen Umständen nicht mit Gewißheit bestimmen. Der Nachtwächter ist alt, und muß noch immer fortarbeiten, sagst du; ist er aber deßwegen unglücklich? genießt er nicht das so seltene Glück eines hohen Alters; und daß er noch so viele Kräfte hat, um arbeiten zu können, ist das nicht ebenfalls eine besondere Wohlthat der Vorsehung? — Ja, wer weiß, ob er ein so hohes Alter würde erreicht haben, wenn er seine Tage in müssigem Wohlleben zugebracht hätte. Die Arbeit erhielt und befestigte seine Gesundheit, und wer diese hat, ist bey einem tugendhaften Leben zu keiner Zeit unglücklich. — Und überhaupt, ich muß es dir offenherzig gestehen, daß dieser alte Mann schon längst meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, deßwegen habe ich mich mit ihm schon letzthin lange Zeit unterhalten." — „Guter Mann!" — redete ihn jetzt der Vater an — „ich dächte, das Leben müßte euch recht sauer und beschwerlich werden?" — „Ganz und gar nicht" — antwortete er mit einer recht heitern Miene; — „wie könnte denn mir mein Leben sauer werden? — Ich gehe jetzt in mein 75stes Jahr: in meinem

ganzen Leben hat mir noch nicht ein Finger wehe gethan, der Doctor und Barbier hat von mir noch nicht einen rothen Heller bekommen: ich kann gut essen, trinken und schlafen. Ich bin reicher als mancher große Herr, denn ich habe fünf — G. — diese schlafen bey mir — stehen mit mir auf — gehen mit mir an die Arbeit, sind bey mir, wenn ich meine gute Wasser-Suppe esse, diese will ich mit Gottes Hülfe einmal auf mein Sterbebette nehmen, und die sollen mich auch mit ins Grab begleiten." — „Was bedeuten denn diese fünf G.?" — „Ja! — mein lieber Herr, ich will es Ihnen nur erzählen: die fünf G. sind, ein gnädiger Gott — Gesundheit und ein gutes Gewissen. Wer das hat, der ist gewiß recht glücklich. — Bisher bin ich noch immer so glücklich gewesen, der liebe Gott wird schon weiter helfen. Ich bete alle Tage darum, daß er mir diese Schätze bis an mein seeliges Ende lasse, mehr verlange ich nicht, dann will ich recht sehr gerne sterben." „Wie ist denn nun eure Einrichtung, guter Vater?" — „Das will ich ihm nun auch erzählen, die ist einmal wie's and're. Im Sommer stehe ich um 4 Uhr auf, da bete ich, und singe dabey mein Morgen-Lied; wenn das vorbey ist, koche ich mir eine Wasser-Suppe, dann schlägt es fünfe, und ich gehe an meine Arbeit bis um 11 Uhr; wenn ich nun nach Hause komme, esse ich ein gutes Stück Brod mit Salz bestreut, und lege mich auf die Bank, um ein bischen auszuruhen, wobey ich auch allemal mein Pfeifchen rauche; von 1 Uhr bis es sechse schlägt, arbeite ich wieder, da bin ich allezeit recht müde. Nun mache ich mir wieder eine Wasser-

Suppe, trinke mein Maaß Bier, rauche mein Pfeifchen, und lege mich gleich zu Bette, und schlafe bis um zehne, dann gehe ich im Dorfe herum, und verrichte mit meinem getreuen Spitzer mein Amt bis um 2 Uhr, im Winter aber bis um drey Uhr: dann lege ich mich wieder schlafen. So geht's alle Tage, wenn das Wetter nicht zu schlecht ist; kann man aber draussen nicht arbeiten, so spinne ich. So geht's Jahr aus Jahr ein, und des Sonntags thue ich mir allezeit auf die liebe Kirche etwas zu gute. So lebe ich glücklich und zufrieden." „Hier, guter Vater! habt ihr 4 Groschen." — „Nein, mein Herr, ich nehme nichts, ich bedanke mich gar schön. Ich habe zu Hause Geld genug, wenigstens 16 Thaler, und kommen auch noch immer mehr Groschen hinzu. Das hab' ich mir gesammelt, denn ich dachte: Wenn du einmal krank wirst, und dein Amt nicht mehr verrichten kannst, so hast du doch einen Nothpfennig, und kannst doch auch ehrlich begraben werden; denn der Gemeine möchte ich nicht zur Last werden, von der ich so lange Zeit so große Wohlthaten genossen habe."

72.

Der Fruchtbaum.

Ein Knabe begleitete an einem der ersten Frühlings-Tage seinen Vater, um im Garten die freye heitere Luft zu genießen. Der Garten war groß, und mit mancherley Bäumen und Sträuchen besetzt. Mitten unter diesen stand ein Baum, der durch seinen ansehnlichen und schönen Wuchs sich vorzüglich aus-

zeichnete, und des Knaben Aufmerksamkeit erregte. „Welch' ein vortrefflicher Baum!“—rief er entzückt aus. „Wie freue ich mich auf die Zeit, da wir die schöne Frucht einsammeln werden! — Gewiß dieser einzige muß mehr tragen, als die ganze Reihe dort an jener Wand, die mir wie Zwerge vorkommen, wenn ich diesen betrachte.“ — „Die Zeit wird uns lehren“ — erwiederte der Vater — „ob deine Erwartung eintrifft.“—Einige Wochen waren verflossen, da besuchten sie wiederum den Garten.—„Schaue umher“ — sprach der Vater, — „und betrachte die Bäume, wie sie voll schöner duftender Blüthen prangen!“ — Und der Knabe blickte umher; und er sah die kleinen Bäumchen, die er spottend Zwerge genannt hatte, mit lieblichen Blüthen bedeckt. Aber an dem Baume von seltener Größe und Schönheit, den er so sehr gelobt hatte, nahm er kaum einzelne wahr. Und er schwieg. — Da nun die Zeit der Obstlese kam, giengen sie wieder hin; und sie pflückten von manchem kleinen unansehnlichen Baume mehrere Körbe der köstlichsten Frucht. Aber der Baum, der den mächtigen Wuchs und die schöne Gestalt hatte, war an Früchten leer, und seine starkbelaubten Aeste überschatteten ringsum den Boden, und drängten die nebenstehenden fruchttragenden Bäume und Sträuche. „Gleicht nicht dieser unfruchtbare Baum dem Eigennützigen oder dem Faulen, der, ohne Andern in der Welt zu dienen, nur für sich sorgt, und ohne sich selbst zu bemühen, nur auf Kosten Anderer gehegt und gepflegt seyn will? — Was hilfts dir, ob dein Aeußeres noch so gleißend ist, wenn Du gleichwohl keinen innern wahren Werth hast, und dein Leben vergeblich ist! —O! — sey kein unnützer Baum in dem Garten

Gottes, — denke an den Tag, da Er, der Herr des Gartens, kommen wird, die Früchte zu lesen, daß du ihm angenehm seyn mögest!"

73.

Der unglückliche Albert.

Schnell und leicht ist der Uebergang vom Guten zum Bösen, und schwer und langsam ist gemeiniglich die Wiederkehr. Auf der Reise durch dieß Leben geht die Bahn der Tugend oft über rauhe und steile Hügel hin; neben euch seht ihr ein blumigtes Thal, das euch reitzt, von dem beschwerlichen Wege der Tugend abzuweichen. Laßt ihr euch nun dadurch verführen, so gleitet ihr schnell von dem Abhange des rauhen Hügels in das Thal hinunter; aber schwer, schwer, wird es euch werden, ihn wieder hinauf zu klimmen. Zehnmal werdet ihr dann vielleicht ausgleiten, ehe ihr einmal festen Fuß fassen könnet. Darum vermeidet ja den ersten Schritt zum Bösen, sonst wird es euch gehen, als ob ihr von einer steilen Anhöhe herunter liefet; mit jedem Schritte, den ihr thut, verdoppelt sich eure Schnelligkeit, und das Gewicht eures eigenen Körpers zieht euch zuletzt unaufhaltsam hinab, bis ihr endlich nicht mehr stehen bleiben könnet, wenn ihr es gleich gerne wolltet.

So gieng es dem kleinen Albert. Seine Eltern wohnten auf einem Hügel, an dessen Fuße ein tiefer Sumpf war. Sie nahmen ihn sehr in Acht, und warnten ihn beständig, daß er doch ja den Hügel nicht hinunterlaufen sollte, weil er sonst ge-

wiß zu Schaden kommen würde. Endlich aber fügte es sich einmal, daß er allein war, so daß ihn Niemand sahe; da fiel ihm der Gedanke ein, dem ausdrücklichen Befehle seiner Eltern zuwider sich das Vergnügen zu machen, den Hügel nur ein paar Schritte hinunter zu laufen. Diesem Gedanken hätte er nun sogleich widerstehen sollen; das that er aber nicht, sondern lief wirklich hinab. Als er ungefähr in der Mitte des Abhanges war, wollte er stehen bleiben, — konnte aber nicht mehr, sondern mußte nun einmal auch wider seinen Willen ganz hinunter laufen, so daß er mit der größten Gewalt in den Sumpf stürzte, und ertrank. — „Denket an den unglücklichen Albert, so oft ihr den ersten Schritt zum Bösen thun wollt!“

74.

Das gute Kind.

Joseph war ein gutes Kind, und er befließ sich, immer mehr Gutes zu lernen, und immer besser zu werden. Einst fragte er in der Schule seinen Lehrer: „Was muß ich thun, daß ich ein frommes, tugendhaftes Kind werde?“ — Der Lehrer antwortete: „Ich will dir, liebes Kind! — etwas erzählen, merke fleißig auf! Ja“ — sagte er auch zu den übrigen Kindern — „merket alle auf, ich will euch was Schönes erzählen!“ Und die Kinder spannten Augen und Ohren. Nun fieng der Lehrer an: „Es war ein Vater, der hatte vier Kinder. Er war etwas streng gegen seine Kinder oder vielmehr, er meinte es recht gut mit ihnen, deßwegen mußten

auch die Kinder in Allem seinen Willen thun. Aber es war ein großer Unterschied unter den vier Kindern. Das jüngste davon, das doch schon acht Jahre alt war, begehrte von dem Vater bald dieß bald das, und wenn es etwas brauchte, so folgte es dem Vater fleißig, um sich bey ihm einzuschmeicheln: es gehorchte also nur, um etwas zu erhalten. — Der älteste Sohn war schon etwas kecker, und der Vater mußte also oft schärfer gegen ihn verfahren. Dann gieng es freylich: denn er fürchtete sich vor dem Vater, oder vielmehr vor der Strafe, nur deßwegen gehorchte er. — Seine Schwester war auch nicht viel besser. Denn oft brummte sie in der Stille, wenn ihr der Vater etwas befahl, und nur dann that sie es ohne Widerwillen, wenn das, was sie thun sollte, ohnehin etwas Leichtes oder Angenehmes war. — Alle diese drey Kinder folgten endlich nur auf den Schein, und so lange der Vater zusah. Wenn er weg war, thaten sie nur, was sie wollten. — Aber Johannes, ihr dritter, war ein ganz anderes Kind, er that Alles mit Freuden, was er dem Vater in den Augen ansah, wenn ihn auch schon etwas schwer ankam. Er that es nicht, um dafür gelobt oder belohnt zu werden; er gab nicht Acht, ob der Vater zugegen war oder nicht. Ihm war dieß allein genug: der Vater will es — und er that's: der Vater hat es verboten — und er that es nicht." — Jetzt fragte der Lehrer die Kinder: „Nun Kinder! — saget mir, was haltet ihr von diesen vier Geschwistern? — Waren sie alle gute, gehorsame Kinder?" — „Nein!" — riefen alle — „nur das letzte" — sagten einige — „nur Johannes war ein gutes, bra-

des Kind." — Nun stand der Lehrer auf, und sagte: „Sehet, Kinder! — Gott ist unser Vater, wir sollen seinen Willen thun, das heißt: das thun, was recht ist, und meiden, was unrecht ist. Dieß thun freylich manche Menschen, aber nicht alle sind deßwegen gut und tugendhaft. Einige thun nur Gutes, damit es ihnen dann wohl ergehe, oder daß sie dafür belohnt werden; sie thun es also nur zu ihrem eigenen Vortheil, aus Eigennutz. Einige enthalten sich vom Bösen; aber nur aus Furcht vor Gott, oder vielmehr vor der Strafe, und also nur aus Zwang. Wieder einige erfüllen den Willen Gottes nur in solchen Stücken, die sie ohnehin gerne thun, oder die sie leicht ankommen; und dieß ist auch nichts Großes. Nur derjenige ist ein wahrhaft guter und tugendhafter Mensch, der allezeit, auch wenn es ihm schwer ankommt, bereit ist, zu thun, was recht ist, was Gott will: weil recht thun seine Pflicht ist: oder weil Gott es so will. Und Gott kann ja nichts anders wollen, als was recht und gut ist."

75.

Die Schlange.

Gotthold's Söhnlein lief sorglos spielend im Garten herum; auf einmal ward es eine Schlange gewahr, erschrack über diesen Anblick, schrie, und eilte weinend dem Vater zu, der es dann bald wieder beruhigte, und ihm zu rechter Zeit so manche passende Lehre gab. „Mein Kind" — sagte er — „behalte ja des weisen Mannes Worte: Flieh' die

Sünde, sprach er, wie eine Schlange: denn wenn du ihr zu nahe kommst, so sticht sie dich. Die Sünde hat einen giftigen Stachel, der die Seele tödtet. Diese Schlange, über welche du dich so sehr entsetzt hast, ist ganz scheu, sie flieht vor dir: mit einem leichten Stabe könntest du sie tödten, aber jene feindliche Schlange, die schon im Paradiese die Unschuld der ersten Menschen zur Sünde verführte, ist wohl gefährlicher, sie schleicht dem Menschen überall auf dem Fuße nach, und sucht mit ihrem Stachel die Ferse zu verwunden, sie fürchtet keine menschliche Macht, ihre Grausamkeit sucht dein ewiges Verderben; darum wandle allezeit vorsichtig, bete fleißig, und halte dich an deinen lieben Gott, meide alle Gelegenheit zur Sünde, hüte dich vor böser Gesellschaft, so kannst du doch auch diese arge verführerische Schlange leicht überwinden und zertreten. Thust du aber das nicht, so wird sie dich vergiften, und tödten. Merke dir auch das, mein Sohn, was Christus, unser Heiland selber sagt: Hütet euch vor den Menschen! — Die bösen Menschen sind gar oft auch recht giftige Schlangen, die nicht nur mit ihren verläumderischen Lästerzungen, sondern am meisten mit Verführung und heimlichem Betruge die Unschuld zum Falle und zum Verderben bringen. Darum trau, schau, wem; und folge nicht, wenn dich die bösen Buben locken! — Wollust, Ueppigkeit, Säuferey, böse Gesellschaften und dergleichen Dinge sind gemeiniglich die Dornhecken und Gesträuche, worin die kriechende Schlange sich verborgen hält; und doch gehen leider! — die meisten Menschen diesen Dingen nach. Aber Du, Mensch

Gottes, fliehe die Sünde, trachte hingegen mit allem Eifer nach Gerechtigkeit und Gottseligkeit, nach Glauben und Liebe, nach Geduld und Sanftmuth! — Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, und ergreife das ewige Leben, dazu du berufen bist. Denke, daß dieß zum Theil der reine wahre Gottesdienst ist: sich vor der Welt unbefleckt bewahren!" —

76.

Das erstickte Unkraut.

„Hier war so vieles Unkraut hervorgebrochen, und nun haben doch diese schönen Pflanzen jene garstigen Feinde dermaßen erstickt, daß man kaum noch eine Spur davon sieht" — so sprach Sophie zu ihrer Mutter, als sie mit ihr durch den Garten wandelte im Dufte des blühenden Waitzens und der weißen Fliedern, und das Beet üppig rankender Erbsen anschaute. Die Mutter antwortete: „Meine Tochter, siehe! — das ist die Kraft des Guten. Siegend unterdrückte das Gute das Böse, so daß dieses auch, wenn es sich regt, dennoch nicht aufkommen kann. Darum erhalte in deinem Herzen die Gebote Gottes, so werden böse Neigungen nicht aufkommen können zu bösen Thaten, auch wenn sie sich regten. Sie werden erstickt werden, ehe denn sie erwachsen und Macht gewinnen."

77.

Der Dachdecker.

„Einige unter euch, ihr Lieben! — haben vermuthlich schon das Unglück gehabt, einen oder den an-

dern schlimmen Fehler zu begehen, und da wißt ihr nun vielleicht nicht, was ihr dabey zu thun habt. Das Sicherste und Beste ist freylich, daß man sich vor dem ersten Schritte zum Bösen hüte, weil, wenn dieser erst gethan ist, der zweyte selten auszubleiben pflegt. Aber wie? — wenn nun unglücklicher Weise dieser erste Schritt einmal gethan ist, wie da, ihr Lieben? — sollen wir da muthlos werden? — die Hände in den Schoos legen, und an unserer Besserung verzweifeln? — Da sey Gott vor! — Nein, da sollen wir vielmehr, sobald wir unsern Fehltritt erkennen, ihn sogleich bereuen; aber auch sogleich den muthigen Vorsatz fassen, ihn nie, nie wieder zu begehen. Dann ist es uns mit Gottes Hülfe noch immer möglich, wieder umzukehren auf den Weg des Guten; und dann vergibt uns unser himmlischer Vater gern den Fehler, den wir einmal begangen hatten, aber den wir nunmehr nie wieder begehen wollen. Wollen wir aber zaghaft werden, und uns in den Kopf setzen: es seye uns nicht mehr möglich, die einmal angenommene Untugend wieder abzulegen, dann würde es uns eben so gehen, wie es jenem Thurmdecker gieng." — „Und wie gieng es dem?" — „Er sollte das schadhafte Dach eines hohen Kirchthurms ausbessern. Er saß daher, wie die Thurmdecker pflegen, in einem kleinen Kästchen, welches durch Hülfe eines Stricks an einem Hacken oben an des Thurmes Spitze hieng. Ihr werdet einem solchen Thurmdecker schon einmal in eurem Leben zugesehen, und dabey bemerkt haben, daß er sich an dem Stricke, woran sein Sitz hängt, auf und nieder lassen kann. Nun der Mann, von dem ich rede,

wollte sich auch etwas höher hinauf ziehen: aber indem er damit beschäftigt war, glitschte ihm unglücklicherweise der Strick aus den Händen, und also fieng er an zu sinken. Indeß war der Strick so lang, daß er sich noch füglich hätte helfen können, wenn er, sobald er seinen Fehler merkte, nur augenblicklich zugegriffen, und das weitere Ablaufen desselben verhindert hätte. Aber der Unglückliche verlor auf einmal allen Muth; er dachte: es ist umsonst, daß du dich bemühest, dich zu retten, du bist nun einmal verloren, ohne Rettung verloren. Ueber diesem kleinmüthigen Gedanken entschlüpfte ihm vollends der Strick, durch den er sich noch hätte retten können: er stürzte herab, und brach den Hals. — Denket an diesen Thurmdecker, ihr Kinder, die ihr das Unglück gehabt habt, euch irgend einen Fehler anzugewöhnen, und verzaget nicht an eurer Besserung. — Wenn ihr nur den ernstlichen Willen habt, wieder gut zu werden, und wenn ihr dann Gott, der uns so gern zum Guten hilft, um seinen väterlichen Beystand bittet; dann — glaubt es einem Manne, der auch gefehlt, und sich nachher wieder gebessert hat, dann wird es euch gewiß gelingen, die angenommene Untugend abzulegen, und so zu werden, wie man seyn muß, wenn man hier in dieser Welt, und auch in dem künftigen Leben glücklich werden will."

78.

Das Kanarienvögelchen.

Ein kleines Mädchen, Namens Karoline, hatte ein allerliebstes Kanarienvögelchen. Das Thierchen

sang vom frühen Morgen bis an den Abend, und war sehr schön, gelb mit schwarzem Häubchen. Und Karoline gab ihm zu essen Samen und kühlendes Kraut, auch zuweilen ein Stückchen Zucker, und frisches kaltes Wasser zum Trinken und Baden. Aber plötzlich begann das Vögelchen zu trauern, und eines Morgens, als Karoline ihm Wasser bringen wollte, lag es todt in dem Käfich. Da erhob die Kleine ein lautes Wehklagen um das geliebte Thier, und weinte sehr. Die Mutter des Mädchens aber gieng hin, und kaufte ein anderes, das noch schöner war an Farben, und eben so lieblich sang als jenes, und that es in den Käfich. Allein das Mädchen weinte noch lauter, als es das neue Vögelchen sah. Deß wunderte sich die Mutter und sprach: „Mein liebes Kind, warum weinest du noch, und bist so sehr betrübt? — Deine Thränen werden das verstorbene Vögelchen nicht in das Leben zurück rufen, und hier hast du ja ein anderes, das um nichs schlechter ist, denn jenes!" — Da sprach das Kind: „Ach liebe Mutter, ich habe unrecht gegen das Thierchen gehandelt, und nicht alles an ihm gethan, was ich sollte und konnte." „Liebe Karoline" — antwortete die Mutter — „Du hast sein ja sorgfältig gepflegt!" — „Ach nein" — erwiederte das Kind — „ich habe noch kurz vor seinem Tode ein Stückchen Zucker, das du mir für dasselbe gabest, ihm nicht gebracht, sondern selbst gegessen." — So sprach das Mädchen mit betrübtem Herzen. Die Mutter aber lächelte nicht über die Klagen des Mädchens — denn sie erkannte wohl und verehrte die heilige Stimme der Natur in dem Herzen des

Kindes. — „Ach!“ — sagte sie — „wie mag dem undankbaren Kinde zu Muthe seyn, am Grabe der Eltern!“

79.

Meta.

Meta, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Eltern gewesen. Nachher hatte sie unvermerkt eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen zu seyn pflegt, die man knurrige oder beissige nennt. Wurde sie irgend eines Fehlers wegen getadelt, so ließ sie das Gesicht hängen. Griff Jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wollte sie ihn beissen. Wurde ihr etwas befohlen, was sie nicht gern that, oder wurde ihr etwas abgeschlagen, was sie gern gehabt hätte, so brummte sie für sich, oder warf bey'm Hinausgehen die Thüre hinter ihr heftig zu. Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Eltern, und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden. Zwar bereuete sie meist ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber: aber doch fiel sie immer von neuem in denselben zurück. Eines Abends (es war der Weihnachts-Abend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer gieng. Die Mutter gebot ihr zurückzubleiben; gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die Thüre so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirrten. Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hineingerufen. Wie ver-

steinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedeckt sahe; sie konnte kein Wort sprechen. „Tritt näher, Meta" — sagte die Mutter — „und lies auf diesem Papier, für wen dieß alles seyn soll." Meta trat näher, und las auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte: „Für ein freundliches Kind zur Belohnnng seines willigen Gehorsams." — Sie schlug die Augen nieder und sagte kein Wort. „Nun, Meta!" — fragte die Mutter, „für wen ists?" — „Nicht für mich" — antwortete Meta, und die Thränen traten ihr in die Augen. „Hier ist noch ein anderer Zettel" — sagte die Mutter weiter; — „laß doch sehen, ob der dich auch nicht nennt." Meta las: „Für ein unfreundliches, mürrisches Kind, welches seinen Fehler erkennt, und von heute an sich bessern will." „Das bin ich!" — rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme, und weinte heftig. Die Mutter weinte auch; halb aus Kummer über ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude für die Reue desselben. „Nun so nimm" — sagte sie nach einer kleinen Weile, — was dein ist, und Gott helfe dir das thun, was du dir jetzt vorgenommmen hast." — „Nein, liebe Mutter" — antwortete Meta, — „ich will es eher nicht nehmen, bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich seyn soll. Hebe du mir alles so lange auf, und sage mir, wann ich es nehmen soll." — Diese Antwort machte der Mutter viel Freude, sie legte die Sachen in eine Komode, gab dem Kinde den Schlüssel dazu, und sagte: „Brauche ihn, sobald du glaubest, ihn brauchen zu dürfen."

Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne daß

Meta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hätte. Da schmiegte sie sich eines Tages um den Hals ihrer Mutter, und fragte mit halb erstickter Stimme: „darf ich jetzt? liebe Mutter!" — „Du darfst, mein Kind!" — antwortete die entzückte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. „Aber sage mir, wie hast du es denn gemacht, daß du deinen Fehler los geworden bist?" — „Ich habe immmer daran gedacht" — antwortete Meta: — „und dann so habe ich auch alle Morgen und Abend den lieben Gott gebeten, daß er mir helfen möchte. Da ist es mir immer leichter geworden." — Die Mutter vergoß die süssesten Freuden-Thränen. Meta nahm die ihr zugesagten Sachen in Besitz, und sahe sich nachher geliebt von allen Menschen. — So kann ein fester Vorsatz und Gebet auch die Kinder von ihren Fehlern heilen. Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines Kindes, welches eben dieser Untugend schuldig war. — Dieses ward dadurch so sehr gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm, Meta's Beyspiel zu folgen, um auch so gut und liebenswürdig zu werden, als sie. Auch diesem gelang es; und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten. — Welch' Kind wollte sich und andern nicht auch gern diese Freude machen? —

80.

Die Anhöhe.

„Aber wann sehen wir denn nun alle die anmuthigen Auen, die grünen Wiesen und die frischen Bäche, die blinkend sich zwischendurch schlängeln, die blühenden Gebüsche, welche die Ufer beschatten, und die hundert Dörfer in den Auen, und die herrliche Stadt mit den glänzenden Thürmen in der Ferne, welches du alles uns zu zeigen versprochen hast?" — so fragten Wilhelm und Karl ihren Vater, als er sie eine steile Anhöhe hinauf führte, beyde an seinen treuen Händen leitend. „Wir können nicht mehr steigen! — wir sind abgemattet!" — klagten sie und ächzten. Der Vater antwortete: „Nicht eher, meine lieben Söhne, werdet ihr all' diese schöne Herrlichkeit sehen, als bis ihr jene Spitze der Anhöhe erklommen habt. Stellt euch unterdessen im Voraus alles das Schöne vor, welches euch offenbar werden wird, die Gehölze hin und her, die Bäche und Flüsse, wie Silberbänder hindurch geschlungen und gebreitet, die herrliche Stadt mit den glänzenden Thürmen, so werdet ihr bey diesem erfreulichen Gedanken der Länge des Weges und der Mühe des Steigens zur Hälfte vergessen." — Und die Söhne thaten das, was der Vater sagte, und vergaßen darüber die Beschwerden des Hinaufsteigens zur Hälfte. Nun noch ein Schritt! — siehe da standen sie auf dem Gipfel! — da lag alles Entzückende vor ihren Augen da! — Sie konnten vor Freude, vor Erstaunen keine Worte finden. Endlich rief Wil-

helm aus: „Vater! — ich bin nicht mehr müde!“ — und Karl: „Führe uns doch auch bald wieder auf solch' einen Berg. Du sollst nie wieder unterwegs eine Klage von uns hören.“ — Da antwortete der Vater seinen Söhnen: „Diesen Gedanken, diesen Vorsatz behaltet, so lange ihr lebt. Wenn ich euch zur Vollbringung guter Thaten, zur Erlernung nützlicher Kenntniße ermuntere und anleite, und es euch zuweilen sauer wird, so denket: der Vater führt uns auf einen Hügel, von wo es eine herrliche Aussicht geben wird, eine Aussicht in ein Leben voll Ehre, voll leichter und glücklicher Thätigkeit, voll innerer, unaussprechlicher Wonne. — Das bedenket dann, meine Söhne, und alle Mühe wird leicht, ja nicht selten wird sie ganz vergessen werden.“

81.

Die Blumen.

Ludwig und Karoline wurden von ihrem liebreichen Vater öfters mitgenommen, wenn er ausgieng. Besonders geschah dieses, wenn sie durch Folgsamkeit und gutes Betragen seine Zufriedenheit verdient hatten. Eines Nachmittags, da sie sich auch ein vorzügliches Recht zu diesem Vergnügen erworben hatten, nahm sie der Vater beyde an die Hand, und führte sie in einen herrlichen Garten. Als sie dahin kamen, baten ihn die Kleinen, ob sie wohl allein darin spielen dürften? — Der Vater erlaubte es ihnen, und gieng mit dem Besitzer desselben in's Gartenhäuschen, um sie ihrer Freude ganz zu überlassen. Der Garten war voll der schönsten Blumen. Beyde

Kinder waren sonst bescheiden, wenn sie etwas wünschten, und warteten gern, bis es ihnen gegeben oder erlaubt ward. Dießmal aber vergaßen sie sich, und mochten ihrer Begierde, Blumen zu haben, nicht widerstehen. Sie giengen beyde, und pflückten die schönsten, die sie fanden. Karoline wieß ihren Straus dem Bruder; der fand, daß der Seinige nicht so schön wäre, und lief hin, um andere zu pflücken. Geschwind lief Karoline, und pflückte auch noch einen. Den fand Ludwig wieder besser, und wollte sie nicht zuvor kommen lassen. Und so pflückten sie in die Wette, Ludwig Hut und Taschen voll, Karoline Schürze und Körbchen voll, bis fast alle Beete kahl waren. Nun erst fiel es Karolinen ein, wie unbesonnen und unbescheiden sie gewesen wären; sie mochte die verheerten Beete nicht mehr sehen, die noch vor wenigen Minuten so schön waren und die sie verwüstet hatten. — Vor Schaam wußte sie nicht, wo sie die gepflückten Blumen lassen sollte. Da bat sie ihren Bruder Ludwig, sie ihr abzunehmen; aber dem gieng es eben so. Indem sie nun traurig und beschämt da standen, kam der Vater mit seinem Freunde, und erschrack, als er die Verwüstung im Garten, und die Unlust an seinen Kindern sahe. — Sie wollten erzählen und konnten nicht; endlich brachte es Ludwig stotternd heraus: der Vater bat seinen Freund für sie um Verzeihung, der zum Glück einer von den Menschen war, die leicht verzeihen, und es gern that. Dann blickte er sie ernsthaft an, nnd wollte sie wieder verlassen. Aber die Kinder hiengen sich an seinen Arm. „O, bester Vater!“ — baten sie, „laß

uns nicht wieder allein; du siehst, wir sind noch nicht gut genug, daß wir allein bleiben können. Wir wissen nun, wie nöthig wir deine Aufsicht haben. Gewiß, wir wollen nicht eher es wieder verlangen, allein zu seyn, bis wir uns gewöhnt haben, immer an uns zu denken, und uns immer erst zu fragen, ob das auch gut ist, was wir thun wollen?" —

82.

Das Unwetter.

„Wozu es so feucht kalte, stürmische Witterung seyn mag, da nun der Frühling herrschen sollte, und wir auf den Angern spielen, und jauchzen!" — So klagten drey Knaben, die von draussen wieder herein kamen, und sich in die halb erfrornen Hände bliesen. — „Ihr brecht doch gern Obst von den grünen Bäumen, und freuet euch, wenn aus dem weissen süßen Mehle des Waitzens wohlschmeckende Kuchen bereitet werden?" — antwortete fragend ein Greis, als er die Rede der Knaben hörte. Sie versetzten: „allerdings! — Aber was haben die süssen Früchte und die schönen Waitzen-Aehren mit dieser feuchtkalten, stürmischen Witterung zu schaffen?" — Der Greis entgegnete: „Sie eben hindert das Ungeziefer die Tragknospen zu zernagen, die Keime und Sproßen zu verderben." — „Wenn das ist" — antworteten die Knaben, „so wollen wir diese trübseligen Tage noch gern und geduldig eine Weile ertragen. „— „Diesem Vorsatze bleibt getreu, meine Söhne!" — rief der Greis

aus, „bleibt ihm besonders auch dann getreu, wenn euch in eurem Leben widerwärtige Schicksale übereilen, wenn euch Krankheiten überfallen, wenn ihr Hunger und Durst erdulden müsset, wenn euch die Entfernung von den Eurigen manche Entbehrung, manchen Schmerz auflegt, wenn euch fremde Menschen nicht so freundlich zusprechen, und zur Hand sind, wie daheim Vater und Mutter und Geschwister. Solche Tage tödten das gefährlichste unter allem Ungeziefer, dasjenige, welches am Herzen nagt, welches die Glückseligkeit künftiger Tage im voraus verderbt, tödten die böse Lust, eure Gesundheit unbesonnen aufs Spiel zu setzen, eure Kräfte zu übertreiben oder schlecht anzuwenden, Süßes für den Körper zu genießen, was bitter ist für die Seele, andere Menschen mit Geringschätzung anzusehen und zu behandeln, und des Dankes und der Ehrfurcht gegen Gott zu vergessen. — Alles dieses Ungeziefer am Herzen, alle diese schändlichen Gedanken und Neigungen werden getödtet durch die traurigen und trübseligen Tage der Widerwärtigkeiten. Darum ertraget sie gern und geduldig jetzt im Frühlinge eures Lebens, wie ihr versprochen habt, daß ihr gern und geduldig die feuchtkalte stürmische Witterung dieses unfreundlichen Lenz-Monats ertragen wollt, weil ihr wisset, daß dadurch euch die süßen Früchte und die schönen Waitzen-Aehren erhalten werden.“ —

83.

Der Obst-Garten.

An einem schönen Sommer-Abend liefen Lottchen und Fritz, zwey Kinder gut und fromm, wie kleine Engel, bey ihrer Mutter im Garten herum. Hier standen Apfelbäume und Birnbäume, deren Aeste fast unter der Menge ihrer herrlichen Früchte zu brechen schienen, und ein Kirschbaum, der von oben bis unten voll süßer reifer Kirschen hieng. Der fiel dem Kleinen besonders in die Augen. „Ach, sieh einmal, liebe Mutter!" — rief Fritz, „sieh die reifen Kirschen dort oben im Wipfel! — Ach, wenn ich die doch herunter hätte! — Soll ich nun einmal schütteln, liebe Mutter? — soll ich? — „Ja, Fritz" — sagte die Mutter, „schüttle immerhin, wenn du kannst, was herabfällt, das soll euer seyn!" — und Fritz lief hin, den Baum aus allen seinen Kräften zu schütteln — aber siehe! — der Baum stand unbeweglich, und nicht eine einzige Kirsche fiel herunter. Betrübt lief er wieder zur Mutter, und sagte: „wie das zugehen mag, daß ich den Baum gar nicht bewegen kann, da ich doch voriges Jahr schon, als ich noch viel kleiner war, den kleinen Birnbaum dort mit den Zuckerbirnen hin und her schütteln konnte, daß die reifen Birnen alle herunterfielen? — „Komm mit, Fritz" antwortete lächelnd die Mutter, „ich will dir zeigen, wie's zugeht." — Die beyden Kleinen liefen hinter der Mutter her, und die Mutter wieß ihnen in einiger Entfernung vom Kirschenbaume, wie bis dahin noch die Wurzeln des Baums reichten, die

in den vielen Jahren, daß der Baum schon gestanden hätte, eben so, nur nicht vollends so stark, in der Erde fortgewachsen wären, wie der Stamm und die Krone des Baumes über der Erde. Sie erklärte ihnen, wie aus den größeren Wurzeln viele kleinere heraus wüchsen, wie diese das Erdreich umklammerten, wie der Baum durch Hülfe dieser vielen Würzelchen, welches lauter hohle Röhrchen wären, den Nahrungs-Saft an sich zöge, und wie er selbst sowohl als auch die Wurzeln dadurch immer neuen Zuwachs erhielten. Darauf machte sie ihnen begreiflich, daß der große Kirschbaum mit seinen vielen und langen Wurzeln, ein weit größeres Erdreich umfasse, als die jungen Kirschbäumchen, und daß jener also auch viel fester stehen müsse, als diese. Dieß alles wieß die Mutter ihren Kindern, und setzte dann mit herzlicher Liebe hinzu: „Eben so, liebe Kinder, geht es uns Menschen mit dem Gutseyn. Je länger wir die Tugend, das ist, das Gute üben, jemehr fassen alle unsere Kräfte darin gleichsam Wurzel, und desto unmöglicher ist es jeder Versuchung zum Bösen, uns nur zum kleinsten Wanken im Guten zu bringen, oder gar uns von dem guten Wege, auf dem wir schon eine Zeitlang fortgegangen sind, ganz abzureissen. Jetzt versteht ihr noch nicht ganz, meine lieben Kinder, was das sagen will; aber so viel könnet ihr doch schon begreifen, wenn das Birnbäumchen nie gepflanzt worden wäre, so könnte es auch nie groß und so stark und fest werden, wie der Kirschbaum nun schon ist. Nicht wahr, Fritz! das könnte nicht angehen, wenn er nicht gepflanzt wäre?“ — „Nein, sicher

nicht, liebe Mutter!" — „Und wann ist er gepflanzt? — da er schon groß war, wie nun? — oder" — „Nein, liebe Mutter, der Vater hat mir erzählt, daß er ihn, da er noch klein war, aus einem Kerne gezogen, und nachher einen Zweig vom Birnbaume hineingepfropft habe, sieh, so ist das kleine Bäumchen gewachsen." — Während dieser Unterredung waren sie zu dem Baume hingegangen, und Fritz streichelte sanft an dem Stamme des Baumes nieder. „Nun, lieber Fritz" — fuhr da die Mutter fort, „freue dich; er wird auch einst so groß und fest werden, und so viel Früchte tragen, als der Kirschbaum — aber nicht wahr, das könnte er nicht, wenn er nicht gepflanzet wäre? — So pflanzet denn auch ihr, liebe Kinder, jetzt die Tugend oder das Gute in eure Herzen, das heißt, habt den lieben Gott und eure Eltern und dann auch alle Menschen lieb, und thut gerne, was der liebe Gott durch eure Eltern von euch fordert! dann, Kinder, dann werdet ihr mit jedem Tage fester im Guten wurzeln, wie dieser Kirschbaum in der Erde, und werdet dann einst süsse, erquickende Früchte für eure Nebenmenschen tragen, wie dieser Baum sie euch jetzt gibt." — Und nun bog die Mutter einen der schönsten Zweige des Baumes herunter, und pflückte den lieben Kleinen den ganzen Schoos voll süsser Kirschen. Die kleine sanfte Lotte schmiegte sich an ihre Mutter, und sagte: „Ja, liebe Herzens-Mutter, das will ich thun! — Ich will Frömmigkeit und Tugend in mein Herz pflanzen, und der liebe Gott wird's darin recht schön aufwachsen lassen, wie er diesen großen

herrlichen Kirschbaum hat wachsen lassen. Ach, wie hab' ich ihn lieb dafür, und wie schmecken sie so gut, die Kirschen! — Sollst auch vielen Danck haben, liebe beste Mutter, daß du sie uns gepflückt hast!" — Und sanft schmiegte sie sich noch einmal an ihre Mutter, und küssete ihre Wangen. Indem lief auch Fritz herbey, der bis jetzt mit seinen großen offenen Augen auf Lottchen Acht gegeben hatte. Er griff nach der Mutter Hand, drückte sie herzlich, und sagte mit seiner gewohnten unverstellten Aufrichtigkeit: „Ja, Mutter, ja! — Was Lottchen gesagt hat, das wollen wir thun; gewiß ich will gut und brav werden, wie du mich haben willst, und wie die Leute sagen, daß mein Vater ist." — Die Mutter drückte gerührt beyde Kleinen an ihr mütterliches Herz, und dankte dem lieben Gott für die frohe Hoffnung, die ihr ihre Kinder machten, daß sie sie dereinst gut, oder welches einerley ist, glücklich sehen sollte.

84.

Das Königs-Land.

Es war einst ein sehr guter König, der wollte seine Kinder zuerst recht gut erziehen lassen, und sie dann in ein schönes und fruchtbares Land bringen, wo sie immer glücklich seyn sollten. Er schickte sie nun in ein fernes Land, und übergab sie der Aufsicht einiger Hirten. Sie waren noch klein, wußten noch nichts vom Könige, ihrem Vater, und von dem Allem, was er mit ihnen vorhatte. Wie sie nun älter wurden, da sagten die Hirten zu ihnen: „Kin-

der, ihr gehöret einem mächtigen Vater, der euch einmal sehr glücklich machen will. Er hat ein großes und herrliches Reich, wohin er einmal euch führen möchte. In dem Reiche eures Vaters sind aber nur solche Menschen, die vorher so erzogen und vorbereitet wurden, daß sie darin glücklich seyn können. Denn die taugen nicht in das Königs-Land, die sich nicht nach der Vorschrift des Königs aufführen wollen. Wollet ihr auch gern in das schöne Reich eures Vaters kommen, wo alles viel besser, gesunder und angenehmer als hier ist?" — fragten die Hirten. „Ja wohl" — sagten die Kinder, „wo ist der Weg, daß wir hingehen?" — „Noch könnet ihr nicht hinkommen," — antworteteu die Hirten. „Wenn ihr nicht verständiger geworden seyd und euch an die Arbeit gewöhnt habt, so werdet ihr da keine Freude haben. Bey uns sollt ihr erst mancherley lernen. Es sind hier allerley Früchte, böse und gute. Durch die bösen Früchte wird der Leib verdorben, die Augen und Ohren werden schwach, auch werden alle, die davon essen, immer unverständiger. Die guten Früchte stärken den Leib, die Augen, die Ohren und alle Glieder. Sie machen den Menschen immer gesunder und fröhlicher. Wir wollen euch nun zurecht weisen, daß ihr die bösen und guten Früchte unterscheiden könnet. Ihr müßt auch fleißig arbeiten, uud nicht mit Speise und Trank euch verderben, denn wenn ihr das thut, so werdet ihr zu dem herrlichen Reiche eures Vaters nicht taugen. Hütet euch vor Verführern, denn es gibt solcher Leute hin und wieder, die werden freundlich thun und euch sagen: die Früchte, welche wir

euch verboten haben, wären süß, und schadeten nicht; wir wollten sie euch nicht gönnen. Seyd also klug, und verderbet euch selbst die große Freude nicht, die der Vater bereitet hat! — Wenn die Zeit eurer Vorbereitung aus ist, und ihr habt euch gut gehalten, dann müßt ihr zuerst noch durch ein dunkles Thal und eine schmale Brücke, fürchtet euch aber nicht; seyd ihr den Vorschriften eures Vaters gehorsam gewesen, dann kommen euch die Geleitsmänner entgegen, die euch hinüber führen. Wäret ihr aber nicht gehorsam, dann würdet ihr nicht hinüber können." — — Da die Königs-Kinder die Worte der Hirten gehört hatten, so gelobten sie alles an. Sie giengen hin und freueten sich über das schöne Königs-Land, sie lernten auch die bösen und guten Früchte kennen, und sagten: „vor euch wollen wir uns schon hüten." — Nicht lange hernach waren einige bey einander, und sahen die mancherley Früchte an, da kam es ihnen so vor, als wenn die verbotenen giftigen Früchte schöner als die andern aussähen. Jemehr sie dahin sahen, desto lieblicher schienen sie ihnen zu seyn: „Ach!" sagte das eine, die Früchte sind so schön, Schade, daß man sie nicht essen darf!" — „Ja" — sagte das andere, ich habe schon gedacht, daß es wohl mit dem Königs=Lande nicht ganz richtig seyn mag. Man hört und sieht ja nichts weiter davon. Wenn unser Vater ein solcher König wäre, sollte er uns denn wohl in diesem armen Hirten-Lande so lange sitzen und arbeiten lassen, warum könnte er uns nicht gleich zu sich nehmen? — macht es wohl je ein Vater so mit seinen Kindern? — Die Hirten erzählen uns das

nur, damit wir desto fleißiger für sie arbeiten, und ihnen die schönen Früchte lassen sollen." — „Lasset uns essen!" — sagten Andere, und sie aßen. Einige wollten nicht, doch dachten sie hernach, wir wollen am Abende heimlich hingehen und sie kosten, da sie nicht gesehen hatten, daß sie den andern schadeten. Sie thaten es nach einander. Kaum hatten sie es gethan, so kam die Lust immer stärker wieder, und sie aßen mehr. Am andern Morgen durften sie die Hirten nicht mehr ansehen, so fürchteten und schämten sie sich, denn es kam ihnen vor, als wenn sie ihnen ansehen könnten, was sie gethan hatten. Einige von ihnen wurden sehr betrübt, denn sie fürchteten sich, daß es ihnen übel gehen würde. Diese giengen hin, und bekannten es den Hirten. Den Hirten that es weh, sie gaben ihnen gesunde Kräuter, und heilten sie wieder. Nur behielten sie immer die Lust, von der Frucht zu essen, und konnten sie erst mit der Zeit überwinden. Die übrigen wurden immer schwächer, und glaubten ihren Lehrern nicht mehr. Auf einmal hörte man am Morgen die Hirten rufen: „Machet euch auf, die Zeit ist da, gehet hinüber ins Königs-Land!" — Fröhlich nahmen die guten Königs-Söhne und Töchter ihren Stab, und wanderten nach dem Lande ihres Vaters. Es wurde Nacht, da standen die Führer bereit, und leiteten sie über die gefährliche Brücke ins glückliche Königs-Land. Da empfieng sie der König und die älteren Brüder und Schwestern, die vorher schon hingegangen waren, mit großer Freude. Die andern konnten nicht hinüber kommen, und waren verloren.

85.

Das Testament.

Ein reicher und sehr guter Mann wurde gefährlich krank. Da er nun merkte, daß der Tod sich nåherte, da rief er seine Kinder zu sich, und redete so mit ihnen: „Kinder, ich fühle, daß ich sterben muß. Doch bin ich ruhig, denn ich weiß, daß ich euch genug Güter nachlasse, wovon ihr leben könnet. Ich würde aber nicht ruhig sterben, wenn ich nicht wüßte, daß ich euch immer zur Besserung ermahnt, und euch beståndig gute Lehren gegeben håtte. Das Geld, welches ich euch nachlasse, ist euch nur dann gut, wenn es vernünftig von euch gebraucht wird, wenn ihr wohlthåtig gegen andere Menschen seyd, eure Kinder gut unterrichten lasset, und meine Lehren erfüllet. Damit ihr aber nichts vergeßet, so habe ich sie, euch zum ewigen Andenken, meinem Testamente beygelegt. Nun höret meine Bitte, wenn ihr mich liebet! — Kommt einmal im Jahre an diesem heutigen Tage zusammen, esset ein friedliches Mal, leset meine Lehren vor, denkt dann an euren alten sterbenden Vater, gebt euch die Hand, und verbindet euch von neuem, daß ihr sie aus Liebe zu mir halten, und euch immer lieben wollet.“ — Bald hierauf starb der Vater. Die Kinder theilten sich nun in die Güter des Vaters. Jedes bekam seinen guten Theil daran. Einige von ihnen schrieben das Testament des Vaters ab, lasen fleißig seine Lehren, und lebten darnach, diesen gieng es sehr gut. In ihren Häusern war Friede und Ueberfluß. Andere dachten, warum soll-

ten wir's so oft lesen, es ist wohl genug, wenn's einmal im Jahre geschieht. Diese vergaßen immer mehr von den Lehren des Vaters, und in ihren Häusern war Zwang und Unruhe. Nun kam nach einem Jahre wieder der Todestag. Die Kinder kamen zusammen, wie der Vater geboten hatte. Noch thaten sie es einige Jahre, und lasen auch in der Schrift. Doch war's einigen beschwerlich, daß sie immer wieder das alte hören sollten. Zuletzt wollte jeder das Mahl in seinem Hause und auf seine Weise halten, und die Kinder wurden uneinig. Einige hielten nun das Mahl für sich, lasen auch die Schrift des Vaters, doch gefielen ihnen die Lehren nicht mehr, jeder von ihnen wollte nur das thun, was ihm gefiel, und legte sie nach seinem Gefallen aus. Zuletzt sagten einige: „Wozu sollen wir die Lehren lesen, sie sind wohl in jener Zeit passend gewesen, da sie geschrieben wurden, aber heut zu Tage ist alles anders, und jede Zeit hat ihre eigene Weise. Wir können uns allein die Lehren geben, die wir nöthig haben. Aus Liebe zu dem guten Vater wollen wir noch Einmal im Jahre zusammen kommen, und ein Fest feyern." — Doch auch das thaten sie bald mit Widerwillen, und einige unterließen es ganz. Diese Kinder wurden übermüthig, geitzig, unversöhnlich, wollüstig, und ganz anders, als der Vater gewesen war. Ihre Kinder wuchsen in der Bosheit ihrer Väter auf, verschwendeten ihre Güter, und starben in Armuth und Elend.

86.

Der Garten.

In einem gewissen Lande war einmal ein großer Garten, der mit den schönsten Kräutern, Blumen und Früchten gezieret war. Dahin schickte der Herr des Gartens seine Leute, und sprach zu ihnen: „Gehet hin und bauet den Garten! — Von allem, was ihr darin antreffen werdet, dürfet ihr genießen, außer von einigen Früchten; denn sie sind giftig. Sie schmecken zwar süße: aber tödten am Ende. Die übrigen Früchte sind zwar nicht so schmackhaft dem Gaumen, wer sich aber an diese hält, wird Gesundheit und Stärke erlangen, und einst glücklich seyn ohne Ende. Und wisset, ich habe in einem fernen Lande noch einen weit grösseren und schöneren Garten; dahin sollet ihr einst kommen, und den Lohn für eure Mühe erhalten, wenn ihr thun werdet nach meinem Befehle." — Dies war die Anweisung, die der Herr seinen Arbeitern ertheilte. Er gab sie einem jeden geschrieben mit — in die Tasche, und damit sie derselben gar nicht vergessen möchten, so ließ er eine Abschrift verfassen, und im Garten an einer großen Tafel aufhängen. Darauf standen die gesunden und schädlichen Früchte mit Namen verzeichnet, und darunter die Worte: „Jene esset, und eurer Freude soll kein Ende seyn! — Vor diesen hütet euch, sonst warten Tod und Elend eurer!" — Die Arbeiter waren nun im Garten, und betrachteten die mancherley Früchte: da gefielen ihnen denn immer die schädlichen am besten. „Sehet doch" — sprachen einige, — „wie sie so

schön sind! — Schade, daß sie uns zu essen verboten sind!“ — „Ey was“ — sagten Andere, — „warum sollen wir nicht davon essen? — Wir mußten den ganzen Tag in Mühe und Schweiß arbeiten, und immer nur mit der herben Kost da vorlieb nehmen! — Wozu sind sie denn im Garten? — laßt uns davon nehmen: wer weiß auch, wie es mit dem schöneren Garten in dem fernen Lande aussieht!“ — Andere getrauten sich zwar nicht, so offenbar gegen den Willen ihres Herrn zu handeln, aber nächtlicher Weile giengen sie her, und kosteten von den verbotenen Früchten. „Ein einzigesmal“ — dachten sie, — „wird es ja doch nicht schaden. — Es ist wahr, sie schmecken auch gar so gut; wenn sie uns nur erlaubt wären!“ — Sie kosteten noch einmal, und kosteten wieder. Da wurde die Lust immer stärker; am Ende konnten sie sich nicht mehr Abbruch thun, und aßen, so oft sie eine Lüsternheit darnach anwandelte. Einige waren sogar verwegen genug, zu schreyen: „Ihr Thoren! ihr könnet die Anweisung nicht recht lesen. Unser Herr hat es nicht so verstanden, als dürften wir gar nicht von den süßen Früchten genießen.“ — Sie änderten also an der Tafel, wie es ihnen beliebte: „So muß es heißen; jetzt könnet ihr erst recht lesen.“ — Diese Arbeiter wurden dann immer nach und nach unverständiger und ungesunder, und kamen nicht in den schöneren Garten in dem fernen Lande, sondern sie fielen einem namenlosen Elende heim. Die besseren Arbeiter hingegen ließen sich von ihren ungehorsamen Nachbarn nicht irre machen. Sie dachten täglich an ihren guten Herrn, und seine

Worte, lasen fleißig an der ausgehängten Tafel, und da ihre Mitarbeiter die Anweisung verfälscht hatten, zogen sie die ihrigen aus der Tasche, und richteten sich nach dieser; sie hielten sich unabläßig an die guten Früchte. Daher kam es denn auch, daß sie an Kraft und Verstand von Tag zu Tag zunahmen, und daß zuletzt ihr lieber Herr sie abholte in den großen schöneren Garten, welchen er ihnen verheißen hatte.

87.

Der gute König.

Es war einmal ein König, der war so weise und so gut, wie Könige nur selten sind. Er glaubte, daß er nur deßwegen König seye, um alle seine Unterthanen möglichst glücklich zu machen. Und er hatte den wahren Glauben, denn er ließ es nicht bloß bey'm Glauben bewenden, sondern handelte auch immer so, wie er glaubte, daß es recht und gut wäre. Auch war er nicht damit zufrieden, daß er's so gut gemacht habe, sondern dachte immer nach, ob er's nicht noch besser machen könnte, und noch da gelang es ihm endlich, ein recht königliches Stück Arbeit zu vollenden. Er gab seinen Unterthanen ein Gesetzbuch, welches im Grunde nichts anders war, als eine weise und väterliche Belehrung, wie man leben und handeln müsse, um als Welt- und Staatsbürger sich und andere glücklich zu machen. — Das Volk erkannte, daß sein König es gut mit ihm meine, und beschloß aus Dankbarkeit, alljährlich einen Festtag zur Ehre des guten Königs zu

feyern. Der König ließ sich diesen Beweis der Dankbarkeit wohl gefallen, nicht weil es ihm Freude gemacht hätte, sich loben zu hören, sondern weil er glaubte, daß dieß Fest seinen Unterthanen selbst frommen werde. Denn, dachte er bey sich selbst, sie werden an diesem fröhlichen Tage mit gerührtem Herzen den Entschluß erneuern: aus Liebe zu ihrem Könige, seine Gesetze desto genauer zu befolgen, und reichlich wird dann hie und da ein Samenkörnchen auf gutes Land fallen, und tausendfältige Frucht bringen.“ — So dachte er. Die Ernde fiel aber nicht so gut aus, wie der Säemann es erwartet hatte; denn des guten Landes war nur wenig. Zwar drängten sie sich schaarenweise zu den Altären des guten Königes, und jeder Mund war voll seines Lobes: aber seine Verordnungen befolgten sie nicht, und seine Gesetze brachen sie schändlich; und die Schriftgelehrten fiengen an zu zanken über den Buchstaben des Gesetzes und den Sinn einiger dunkeln Worte, die sich durch ihre Erklärungen noch dunkler machten. Um dieser Worte willen trennten sie sich in Partheien, und haßten und verfolgten sich, daß es ein Gräuel war. Das thaten sie aber, wie sie wähnten, bloß aus Eifer für die Ehre ihres Königes und seines Gesetzbuches. Da ward der König zornig und sprach: „Ihr Heuchler! — warum nennt ihr mich Herr und Vater, so ihr doch die Herzen meiner Kinder entzweyet, und euch unter einander verfolget? — Wisset ihr nicht, daß Liebe sey meines Gesetzes Erfüllung? — Wie kann der den Vater lieben, der seine Brüder haßt? — Und, o ihr Thoren und Menschen träges Herzens! — ihr zanket über Titel und Worte: aber

das Schwere im Gesetz, That und Ausübung lasset ihr dahinten. — Was fruchten euch gute Gesetze, wenn ihr sie nicht haltet? — Und was soll mir euer Lob, so ihr doch meinen Willen nicht thut, und meine Gesetze schändet? — Hinweg von meinem Angesichte, wer mich bloß mit dem Munde bekennt, und durch seine Werke verläugnet!" —

88.

Die Quelle und der Knabe.

Ein Knabe, der an einem heissen Tage über Feld gieng, sehnte sich ungemein nach einem Trunke Wassers. Er sahe sich überall um, aber nirgends konnte er eine Quelle oder einen Bach entdecken. Endlich glaubte er schon, er würde vor Durst verschmachten müssen, als er auf einmal das angenehme Rauschen eines Wassers hörte. — Hier ist es unmöglich, die Freude zn beschreiben, die der kleine Wanderer empfand. Schnell eilte er hinzu, und dankbar blickte er gen Himmel, als er die reinste Quelle fand, die er sich nur wünschen konnte. — Doch überließ er sich nicht gleich seiner Begierde zu trinken — sondern wartete geduldig, bis er abgekühlt war, aß ein wenig Brod, und dann erst trank er von der erfrischenden Quelle, und kühlte seine schmachtende Zunge. Gerne hätte er sich noch länger an dem lieblichen Orte verweilet, allein seine Verrichtungen riefen ihn weiter. — Fröhlich verließ er die rieselnde Quelle, und dachte bey sich selbst: „So soll mich alle Ergötzung und Erquickung aus der Hand Gottes bis an mein Lebensende stärken,

Gutes zu thun, und täglich Gutes zu erwarten von der Quelle meines Lebens und meiner Freuden.“ —

Gewöhne dich, mein Kind! — bey allem Guten, so du genießest, Gott, dem gütigen Wohlthäter, dankbar zu seyn! Brauche seine Gaben zu deinem Besten, und sättige dich mit Wohlgefallen, damit du wieder Kräfte erlangest, Gutes zu vollbringen, und dein Werk zu vollenden. —

89.

Die Gesetz-Ertheilung.

Ein guter Vater hatte viele Kinder. Weil er nichts so sehr wünschte, als daß sie alle recht tugendhafte und glückselige Menschen werden möchten, so setzte er für sie allgemeine Lebens-Regeln auf, und schrieb nach jeder Regel mit großen Buchstaben diese Worte hinzu: „Dieß ist Gesetz, dieß ist Pflicht; so sollten alle Menschen handeln!“ — Dann gab er einem jeden Kinde eine Abschrift davon, damit sie wüßten, was sie zu thun und zu meiden hätten. — Die Kinder lasen diese Regeln, und überlasen sie öfters; aber sie kehrten sich doch wenig daran. Sie legten einige nach ihrer Willkühr aus, und suchten sich von den andern unter verschiedenen Vorwänden zu befreyen. Oft wenn ihnen ein Gebot zu hart schien, oder wenn der Reitz zur Uebertretung gar heftig war, sagten sie mürrisch: „Wir müssen so blindlings gehorchen!“ — oder sie dachten wohl gar nicht mehr an das Gesetz. — Dieß that nun dem guten Vater sehr leid. Er war also auf ein Mittel

bedacht, wie seine Kinder die vorgeschriebenen Lebensregeln genauer beobachten möchten. — Eines Tages rief er alle Kinder zusammen. Er versicherte sie, daß er es gewiß recht gut mit ihnen meine, und weit besser, als sie verstünden. Dann sah er alle bedeutend an: schwieg eine Weile — endlich sagte er mit nachdrücklicher Stimme: „Kinder, hört es: Ich euer Vater, ich habe diese Lebensregeln, die ihr in euren Händen habt, aufgesetzt. Es ist mein ernstlicher Wille, daß ihr dieselben genau befolget!" — Die Kinder sahen sich einander mit Beschämung und den Vater mit Ehrfurcht an. Dieser fuhr mit einem noch ernsthaftern Tone fort: „Weil ich aber weiß, wie leichtsinnig einige unter euch sind, und wie schwer es euch manchmal ankommen werde, meinen Willen zu thun, so sage ich euch: ich werde euch, wenn ihr eines meiner Gebote übertretet, nach Verschulden bestrafen, aber auch, wenn ihr alle genau beobachtet, reichlich dafür belohnen!" — Von dieser Zeit an gieng es besser. Die Kinder befolgten jetzt die vorgeschriebenen Lebensregeln genauer. Sie hatten keine Ausrede mehr. „So will es der Vater!" — dieß war ihnen schon genug, und sein Wille, dachten sie, muß auch geschehen: er meint es ja so gut mit uns! — er will ja nur, was recht ist!" — Wenn ihnen ein Gebot oder Verbot zu hart fiel, so erinnerten sie sich an die angedrohte Strafe, und noch öfters an die verheißene Belohnung. Der Vater hielt auch Wort. Er bestrafte jeden Ungehorsam, und belohnte das Gute nach Verdienst. Und so gieng es immer und immer besser. —

Es kann zwar jeder Mensch wissen, was Recht und Unrecht ist. Dieß ist gleichsam in sein Herz geschrieben. Schon Vernunft und Gewissen sagen uns, was wir thun und was wir meiden sollen. Aber die böse Lust, und der stärkste Hang zum Verbotenen verdunkeln oft unsere Begriffe von Recht und Unrecht. Wir halten gern das, was uns gelüstet, auch für erlaubt, und das, was uns zu schwer ankommt, oft nicht mehr für Pflicht. Wir suchen durch allerley Vorwände das Böse zu entschuldigen, oder uns selbst zu bereden, daß wir zu diesem oder jenem nicht verbunden sind. — Wenn wir auch erkennen, was recht und gut, und unrecht und bös ist, so ist doch unser Wille, oder das Gefühl, welches uns antreibt, das Gute zu thun, und das Böse zu meiden, zu schwach: wir handeln oft wider Vernunft und Gewissen, besonders wenn uns das Gute schwer ankommt, oder die Versuchung zum Bösen zu stark ist. — Da muß also Religion und Offenbarung in's Mittel treten. Wer Religion hat, das heißt: Wer seine Pflichten als Gottes Gebote betrachtet, und bey allem, was er thun und meiden soll, auf seinen heiligsten Willen sieht, der kann nichts mehr dagegen einwenden, oder sich dawider sträuben. „So will es Gott! der höchste Gesetzgeber, der Heiligste!" — Dieß gibt ihm Licht und Kraft. Was Gott will, denkt er, das muß auch recht und gut seyn, und weil Er es will, so muß es auch geschehen! — „So will es Gott, der Allwissende, der unendlich Gerechte, der einst das Böse bestrafen, und das Gute belohnen wird, und zwar, wie Jesus, sein Sohn offenbarte, ewig-

lich." Eine ewige Strafe! — Welch' ein starker Zaum wieder das Böse, auch bey den schwersten Versuchungen! — Eine ewige Belohnung, welch ein mächtiger Antrieb zum Guten wenn es auch viel Mühe und große Ueberwindung kostet!

90.

Der fromme Bauersmann.

Ein frommer uno emsiger Bauersmann besorgte im Frühjare sein Feld. Er düngte, ackerte, säete aus, und eggte. Da er mit allem fertig war, nahm er seinen Hut ab, warf sich auf seine Kniee, blickte mit vollem Vertrauen gen Himmel, und sagte: „Nun Gott! — ich habe jetzt das Meine gethan; thu auch Du das Deine!" — Und der liebe Gott schickte zur rechten Zeit milden Thau und Regen, und zu seiner Zeit heiteres Wetter und erfreulichen Sonnenschein. Er wandte von dessen Felde gnädig ab Dürre, Nässe, Reif und Hagel. Und es erfolgte eine reiche Erndte. — Der gute Bauersmann that das Seinige, das Uebrige thaten die Einflüsse des Himmels. Ohne diese wäre alle seine Mühe und Arbeit vergebens gewesen. — Wenn wir das Unsrige thun, und mit redlichem Eifer trachten, gut und tugendhaft zu werden, so wird uns auch Gott beystehen, und übernatürliche Kräfte dazu geben. Diese hat er uns durch seinen Sohn verheißen. „Mein Vater" — sagt Jesus — „wird den guten Geist Allen geben, die ihn darum bitten." Luc. 11. — Und wieder sagte er: „Was den Menschen unmöglich ist, das ist Gott möglich." Luc. 18. — Ohne

Gottes Beystand, ohne Kraft von Oben, würden wir es im Guten nicht weit bringen! —

91.

Das Vater-Gebot.

Es war einmal ein großer, mächtiger Herr, welcher viele Kinder hatte. Diesen übergab er eine große Stadt, wieß darin einem Jeden seine Wohnung an, und schenkte ihnen Auskommen dazu, so viel der Vater für gut hielt, dem einen mehr, dem andern weniger. „Kinder!" — sprach der Vater, ehe er die Stadt und die neuen Bürger verließ, — „ein einziges Gebot hinterlasse ich euch: Liebet einander! — Und wenn ihr dieß Gebot haltet, dann sollt ihr einmal Wunder sehen; denn wisset, ich habe in einem andern Lande eine noch viel größere Stadt. Ich werde dann einmal kommen und euch dahin holen. Solltet ihr aber ungehorsam seyn, so werdet ihr die schönere Stadt nicht sehen, sondern an einem Tage alle zu Grunde gehen." — Nun gieng der Vater, und die Kinder nahmen Besitz von ihren Wohnungen. Da gab es denn einige, die den Vater, und aus Liebe zum Vater auch ihre Brüder lieb hatten. — „Der ist so gut gegen uns, hat uns so väterlich versorgt, es wäre undankbar, wenn wir ihm nicht gehorchen wollten!" — sprachen sie, und behielten das Vater-Gebot immer im Herzen und vor Augen. Sie ließen den keine Noth leiden, dem weniger zugetheilt war, sondern brüderlich theilten sie ihm von ihrem Ueberflusse mit. Kam einer weinend vor ihre Thüre, so hatten sie inniges Mitleiden mit ihm, trösteten

ihn, und leisteten ihm auch Hülfe, so viel es in ihren Kräften stand. Ward einer elend, so nahmen sie ihn in ihr Haus auf, pflegten seiner, und erquickten ihn durch treue Bruderliebe. Wie Brüder und Schwesteru trugen sie alle Lasten, und theilten alle Freuden mit einander. Unter diesen Kindern war denn immerhin Freude und Seegen. Es gab aber mehrere, denen das Gebot des Vaters nicht so sehr am Herzen lag. Einige von ihnen sprachen und schrieen wohl vieles von Bruderliebe, ja sie hatten an ihrem Hause eine Marmorplatte eingemauert, worauf das Vater-Gebot in großer Schrift zu lesen war. Aber damit sie ihrem ärmern Bruder die Thüre nicht aufschliessen durften, versperrten sie sich in die innerste Kammer. Wenn dann die Wittwen und Waisen um Hülfe weinten, zählten sie ihre Schätze, um mit dem Geklingel vor dem Klaggeheule sich die Ohren zu verstopfen. „Ey" sprachen andere, „es ist mit dem Gebote des Vaters nicht so strenge gemeint. Er ist ein guter Vater, und will, daß sich seine Kinder freuen." — Sie schlugen daher Gezelte auf, aßen uud tranken, sangen, spielten und tobten, so lange sie Behagen daran fanden. Und wenn sie auf dem Wege ein dürftiger Nachbar um Hülfe ansprach, so hieß es: „Wir haben für uns zu sorgen; möge dir Gott helfen!" — Wieder andere trugen den Kopf über alle empor, und wann sie durch die Stadt giengen, schämten sie sich ihrer ärmeren Mitbrüder, weil sie sich um ihrer Aemter und Würden willen für besser hielten als diese. Einigen von denen, die weniger empfangen hatten, und keinen Mangel leiden mochten,

war der Ueberfluß ihrer reichern Brüder ein Dorn im Auge. „Ey!“ — dachten sie — „wir sind alle Kinder des nehmlichen Vaters, was einem Kinde gehört, gehört auch dem andern: warum sollen gerade wir darben?“ — und giengen hin, brachen in die Häuser der Reichen, und plünderten ihre Schätze. Unter diesen Kindern war denn auch beständig Unfrieden, Plage und Fluch. Da kam endlich einmal der Vater, wie er es versprochen hatte. Seine Begleiter mußten die guten und bösen Kinder von einander sondern, und in zwey Haufen stellen, die guten zur Rechten, die bösen aber zur Linken des Vaters. Jene zur Rechten rief der Vater zu sich, und führte sie mit großer Majestät in die schöne Stadt, welche er ihnen verheißen hatte; die zur Linken aber mußten zurückbleiben. Als nun diese ihren bessern Mitbürgern in ihrer Herrlichkeit nachschauten, da winkte der Vater, und siehe, die Erde that sich auf, und verschlang die bösen Kinder.

92.

Die beyden Dienstmägde.

Zwey Mägde, die bey einer Herrschaft in Diensten standen, zankten sich bey der Arbeit, und nachdem sie sich mit vielen Schimpfwörtern zum Zorn gereitzt hatten, wollten sie sich auch schlagen. Aber indem sie schon die Hände gegen einander aufgehoben hatten, kam ihr Herr ihnen zu Gesichte. Sogleich hatte der Zank ein Ende, und eine Jede gieng still zu ihrem Geschäfte.

So wie hier der bloße Gedanke: „Was wird dein liebreicher Herr von deiner Handlung urtheilen?“ — den Ausbrüchen einer der heftigsten Leidenschaften Einhalt that, so vermag es gewiß auch in allen Gelegenheiten zur Ausübung einer Sünde der Gedanke an den allwissenden und allenthalben gegenwärtigen Gott. — Gott vergessen, ist die wahre Ursache der Sünde. Sagt also niemals: Die Verführung war mir zu stark, die Versuchung zu unüberwindlich — der Teufel verblendete, verleitete mich. Bekennet vielmehr: ich dachte nicht an Gott; ich glaubte nicht, daß Gott denen, die Ihn suchen (d. i. aus Liebe zu Ihm das Gute thun, und das Böse lassen), ein Vergelter seyn werde, ich hatte nicht genug Fleiß daran gewendet, mit Gottes Wort im voraus meine Seele zu nähren und zu stärken, ich hatte dessen Erklärung in der Predigt versäumt, den Umgang der guten Menschen vermieden, die Gesellschaft der Bösen und Leichtsinnigen aber nicht gesucht. Ich glaubte nicht, daß es nöthig wäre, mich selbst erkennen zu lernen, und zu welcher Art Sünden ich am meisten geneigt seye. Am wenigsten hatte ich mir Mühe gegeben, bösen Gedanken zu widerstehen, und böser Gewohnheiten los zu werden. Hätte ich das ehrlich und lange genug geglaubt und gethan: gewiß, mich hätte weder ein Mensch noch ein Geist zum Bösen verführen können.

93.

Das zurückgegebene Kleinod.

„Wem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen.“ — Ein solches

besaß Gottfried, ein frommer alter Landmann. Er war einst eine Zeitlang verreist, um entfernte Verwandte zu besuchen. Während seiner Abwesenheit verbreitete sich eine böse Seuche. Seine beyden Söhne, schön von Gestalt, verständig und tugendhaft, wurden von derselben ergriffen, und starben gerade an dem Tage, da der Vater zurückkehrte. Man brachte ihre Leichname in das hinterste Zimmer des Hauses, und breitete ein weisses Gewand über sie. Abends kam der alte Gottfried nach Hause. „Wo sind meine Söhne“ — fragte er, nachdem er sein gutes Weib herzlich begrüßt hatte, — „daß ich ihnen meinen Seegen gebe?“ — „Sie werden nicht weit seyn!“ — sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Lieber Mann, erlaube mir eine Frage!“ — „So sprich nur, meine Liebe!“ — antwortete er. „Vor wenig Tagen“ — sprach sie, — „gab mir Jemand Kostbarkeiten in Verwahrung, und jetzt fordert er sie wieder zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben?“ — „Dieß sollte meine Frau nicht erst fragen“ — — sprach Gottfried. „Wolltest du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wieder zu geben?“ — „O nein“ — versetzte sie; „aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht.“ — Bald darauf führte sie ihn nach dem hintern Zimmer, trat hin, und nahm das Gewand von den Leichnamen. — „Ach, meine Söhne!“ — jammerte der Vater; „meine Söhne — — und meine Freude! — Ich habe euch unter Mühe und Sorgen erzogen, aber Ihr danktet mirs tausendfach drch Tureue und Wohlthun.“ — Sie wendete sich

hinweg, und weinte. Endlich griff sie ihn bey der Hand, und sprach: „Lieber, hast Du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern, wiederzugeben, was zur Verwahrung anvertraut ward? — Siehe der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobet!" — „Der Name des Herrn sey gelobet!" — stimmte Gottfried mit ein. Wohl heißt es: Wem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist viel edler, denn die köstlichste Perle. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. *)

93.

Die Blüthen.

„O Vater, sieh, wie der grausame Sturm die schönen weißen Blüthen von den Bäumen schüttelt! — was haben ihm die unschuldigen gethan, daß er sie auf die Wege streut, wo sie zertreten werden? — Sie dauern mich recht!" — sagte Emil zum Vater. Dieser antwortete: „Möchtest du wohl das ganze Jahr die Bäume voll Blüthen stehen sehen?" — „Nein! — das ganze Jahr nicht!" — meinte Emil; „denn es ist auch eine ganz hübsche Sache um die Kirschen, Pflaumen und dergleichen Dinge." — „Nun warum klagst du denn?" — sagte der Vater. „Diese weißen Blätter müssen abfallen, damit sich der Frucht-Knoten entfalten kann. Wenn du willst Kirschen und Aepfel essen, so müssen die Blüthen vergehen. — Lerne das Nothwendige erkennen, mein Kind, und es wird keine Blüthe ohne Frucht fallen." —

*) Spr. Sal. 31, 10. 26.

94.

Die Wasser-Noth.

In einem Früh-Jahre schmolzen Schnee und Eis bey einem heftigen Regen und warmen Winde so schnell, daß fast überall die schrecklichsten Ueberschwemmungen entstanden. Alle Bäche und Flüsse wuchsen zu reissenden Strömen an, und verbreiteten Schrecken und Verwüstung in allen Gegenden, durch welche ihr Lauf gieng. Hart am Ufer eines Flusses lag ein Fischer-Häuschen, welches ein Mann, mit einer Frau und zwey Kindern bewohnte. Schon am Abend stieg der Fluß fast in jeder Minute, allein der Fischer, der schon oft großes Wasser, doch ohne Gefahr für sein Haus, erlebt hatte, legte sich ruhig mit den Seinigen zu Bette. Kaum eine Stunde mochte er geschlafen haben, als seine Frau ihn plötzlich weckte, und händeringend ihm zurief: „Wir sind verloren! — diesen Augenblick wird das Wasser unser Haus mit sich fortreißen. Die Eisschollen zertrümmern es!" — Er sprang vom Lager. „Gütiger Gott!" — schrie er — „erbarme Dich!" — Sein Haus lag im Wasser, wie in einer offenbaren See, und nirgends her war Menschen-Hülfe zu erwarten. Das leicht gebaute Haus, das er bewohnte, konnte unmöglich noch lange der Gewalt der Wogen und dem Andrange der Eisschollen Widerstand leisten, und alles Rufen um Hülfe war bey der Größe des Wassers, bey dem Getöse der Wogen und dem Sturm-Geläute, das von allen benachbarten Orten her erschallte, vergebens. Er weckte

seine Kinder, und warf sich mit ihnen und seinem Weibe nieder auf die Erde, um da, wo alle menschliche Hülfe unmöglich schien, Hülfe von Gott zu erflehen. Sie lagen noch auf ihren Knieen, als mit einem Male das ganze Haus erbebte, ein Fach der Wand einstürzte, und mit dem eindringenden Wasser zugleich der Schnabel oder die Spitze eines ziemlich großen Kahnes durch die Wand drang. Seine Frau war in dem Augenblicke ohnmächtig umgesunken, und er mußte sie eiligst von der Erde aufreissen, und mit seinen Kindern auf den Boden des Hauses tragen, wenn sie nicht von dem eindringenden Wasser ersäuft werden sollten. Jetzt bemerkte er den Kahn, und mit lautem Freudengeschrey ergriff er seine Frau, die sich eben etwas erholte, und seine Kinder. „Geschwind! — geschwind!“ rief er: „Gott ist da mit seiner Hülfe!“ — und so riß er sie fort, und bestieg mit ihnen den Kahn. Er trat an das Steuerruder: der Strom trieb den Kahn, den er wieder losgemacht hatte, mit Blitzes-Schnelle, und in wenigen Minuten sahe er sich gerettet, an einem Orte, wo zahllose Menschen sich versammelt hatten. Alles staunte, als sie das Fahrzeug auf den Wasser-Wogen dahin fliehen sahen, Alles bestürmte ihn mit Fragen, als er den Kahn verlassen hatte. „Woher bekamt ihr den Kahn?“ — rief alles. Der Fischer erzählte es. Ein glücklicher Zufall, hieß es allgemein, der Strom muß den Kahn irgendwo losgerissen haben; aber der Fischer beugte seine Kniee, blickte mit Freuden-Zähren gen Himmel, und sprach: „Dir, der den Zufall lenkt, Dir danke ich, Dir will ich danken mein Lebenlang!“

95.

Die Schaafe zwischen den Dornhecken.

Ein Guts-Besitzer saß mit seinem kleinen Sohne Wilhelm an einem Sommer-Abende auf einem Hügel, und zeigte ihm die Pracht der untergehenden Sonne, und die Schönheit der Natur, die von jener ihrem Glanze noch zum Abschied auf das herrlichste vergoldet wurde. Währenddem kam der Hirte aus dem benachbarten Wäldchen unter dem fröhlichen Geblöcke seiner gesättigten Heerde, die er nach ihren Hürden führte. Von beyden Seiten des Weges, wo sie durchgiengen, standen Schwarzdornen- und Hagenbutten-Sträuche; und kein Schaaf gieng vorüber, dem nicht ein Stückchen von seinem Kleide durch diese entrissen ward. Wilhelm gerieth über die bösen Dornsträuche in großen Grimm, und sagte: „Ach sehen Sie nur, lieber Vater! die bösen Dornen, wie sie den armen Schaafen ihre Kleider rauben? — Warum kann nur der liebe Gott solche böse Dinge schaffen? — oder warum vertilgen sie die Menschen nicht? — Die armen Schäfchen! — Aber gewiß will ich morgen mit Aufgang der Sonne meinen kleinen Hirschfänger mitbringen, und da soll's gehen: Ritz, Ratz! — alle will ich niederhauen und vertilgen; denn wenn die armen Schaafe den Weg morgen wieder gehen, so behalten sie gar nichts auf dem Leibe. Thun Sie es doch auch, lieber Vater, und bringen Ihren großen Hirschfänger mit, da wird's noch besser gehen." — „Nun wir wollen sehen!" — sagte der Vater. „Indessen sey nur

nicht ungerecht gegen die Dornensträuche, und denke, was wir nach Pfingsten thun." — Wilhelm: „Was, liebster Vater?" — „Nun nehmen wir da nicht den armen Schäflein nicht nur ein Stückchen von ihrem Kleide, sondern ihr ganzes, ganzes Kleid, indem wir sie scheeren lassen?" — Wilhelm: „Ja, lieber Vater, da brauchen wir es zu Kleidern: aber der Dornenstrauch — der thut es aus bloßer Raubsucht, und braucht es zu nichts und wieder nichts." — Der Vater: „Nicht so geschwind, geschwind geurtheilt, Wilhelm! — das weißt Du nicht so gewiß: aber gesetzt; steht es uns denn auch frey, etwas einem Andern abzunehmen, weil wir es brauchen?" — Wilhelm: „Ja, Vater, die Schaafe, wie ich gesehen und gehöret habe, verlieren die Wolle ohnehin um diese Jahreszeit, und also ist es besser, wir nehmen sie, und nützen das, was, von uns ungenützt, verloren gehen würde. Darnach — darnach — womit wollen wir uns denn kleiden? — Allen Thieren hat die Natur ihr Kleid gegeben; wir aber müßen es von ihnen und den Pflanzen erst borgen, wenn wir nicht bloß gehen, und allen Ungemächlichkeiten der Witterung ausgesetzt seyn wollen. Der Dornstrauch braucht keines Kleides! — Ja, ja, lieber Vater, er muß weg: nicht wahr, Sie gehen morgen mit?" — „Also Morgen mit anbrechendem Tage!" — Wilhelm, der sich ein Held dünkte, daß er solch' Räuber-Gesindel mit seiner kleinen Hand vertilgen sollte, konnte kaum vor dem siegreichen Gedanken schlafen, und weckte den Vater, sobald der laute Gesang der Vögel von dem Garten unter den Fenstern den Tag ankündigte. — Der Vater, dem es nicht so-

wohl um Vertilgung der Dornensträuche zu thun war, als vielmehr dieß zu einer Gelegenheit zu gebrauchen, seinem Söhnchen auch die aufgehende Sonne und den jungen schönen Tag in seiner Herrlichkeit zu zeigen, da dieser schon oft ein Langschläfer gewesen war; ließ sich's gefallen, und gieng mit dem gerüsteten Wilhelm unter einem fröhlichen Morgen-Liede fort. Als sie die Dornensträuche vor Augen hatten, sahen sie von allen Seiten Vögelchen zu denselben ab- und zufliegen. „Halt!“ — sagte der Vater zu Wilhelm — „verschiebe noch ein wenig deine Rache, damit wir diese lieben Dingerchen nicht stören, und laß uns von jenem Hügel, auf dem wir gestern saßen, zusehen, was sie so geschäftig um diese Sträuche machen.“ — Es geschah; und siehe, die kleinen Vögel holten in ihren Schnäbelchen die Wolle, die die Dornen gestern den Schaafen entrissen hatten. Da kamen Finke und Hänfling, Stieglitz und Zeisig, Grasmücke und Nachtigall, und bereicherten sich mit dieser ihrem Raube. — „Was ist das?“ — rief Wilhelm erstaunt. — „Was sonst“ — erwiederte der Vater — „als ein Beweis, wie die Vorsehung für alle ihre Geschöpfe sorgt, und oft Dinge zu Mitteln ihrer Erhaltung macht, wo wir es am wenigsten erwartet hätten. Siehst du, diese armen Kleinen finden Materialien, sich ihre künftigen Wohnhäuschen auszutapezieren, oder vielmehr sich ein warmes Bettchen für sich und ihre künftige Familie zuzubereiten. So vereiniget der ehrliche Dornbusch, wider den du so sehr erbittert warest, die Bewohner der Lüfte und Erde: noch mehr, er nimmt dem Reichen einen Ueberfluß, und

gibt dem Armen seine Bedürfnisse. Willst Du den Dornstrauch noch umhauen?" — „O behüte mich der Himmel!" — rief Wilhelm: „Nein, nun soll er im Frieden stehen, da er die Wolle nicht für sich behält." — „Recht, mein Sohn!" — versetzte der Vater — „wie gut, wenn es unter Menschen oft solche Dornsträuche gäbe; aber die, die ihnen darin gleichen, daß sie den Reichen etwas abnehmen, hüten sich wohl, daß sie dem Bedürftigen geben sollten, und verschwenden es oft wieder zu ihrem Vergnügen, oder schließen es ein.

96.

Die Mutter und das Kind.

Gott sorgt für alle Geschöpfe, und auch den kleinsten Vögeln versagt die göttliche Vorsehung ihre Nahrung nie;" — so lehrte eine fromme Mutter ihren geliebten Sohn. „Für dießmal möchten Sie doch, Mutter!" — sagte er, — „nicht so ganz recht haben. Sehen Sie, wie grimmig schneidend die Kälte ist! — Alles ist zugefroren; Berge und Thäler sind mit tiefem Schnee bedeckt; wie kann der arme Vogel unter dieser gefrornen Kruste ein kleines Körnchen finden? — Gott scheint der Natur Alles zu überlassen, und gleichsam eine Freude daran zu haben, uns und alle lebende Geschöpfe in Armuth zu stürzen." — Welch' eine Gotteslästerung, mein lieber Sohn! — Oeffne das Fenster dem Garten zu! — Er that's, und siehe — hungernde Vögel drangen sich, erst einer, dann zwey, und endlich viele ungescheut dahin, gleichsam Hülfe und

Erquickung erbettelnd. Plötzlich rief der kleine Zweifler der guten Mutter zu: „Geschwind, Mutter! Brod, damit ich die Kleinen labe.“ — „Schön, recht schön“ — erwiederte die frohe Mutter — „dieß Mitleid, das du zeigst, ist mir unschätzbar. Es widerlegt deine Zweifel wider die allsorgende Gottheit. Nur ihm dankst du die zärtliche Empfindung dieser Erbarmung, die du hier gegen Leidende ausübst; folge seinem Rufe, suche seine Güte, soviel du kannst, nachzuahmen, und vertrete mit Sorgfalt die Stelle seiner barmherzigen Ausspendung hienieden. Aber vergesse nicht, noch mehr für die Menschen zu thun; sie sind deines gleichen. Sie sind deine Brüder, sey stets ihr Freund! — Nie laß sie an deiner Thüre schmachten. Kleide den Nackten, tränke den Dürstenden, speise den Hungernden! Gott gab dir Vermögen, nicht um es zu verprassen, oder damit zu geitzen, nein, nur um deinen Nebenmenschen damit Trost zu bringen, und dem Darbenden zu Hülfe zu eilen.“ —

97.

Der Magnet-Stein.

„Gibt es wohl eine verborgene Schönheit“ — sagte Alexis zu seinem Lehrer Euphronius, — „in diesem schäbigen und unansehnlichen Steine, den du mit so vieler Aufmerksamkeit betrachtest?“ — „Ich bewundere die wunderbaren Eigenschaften, die er besitzt, nicht seine Schönheit“ — versetzte Euphronius. „Vermittelst dieses Steins richtet der Schiffer seinen pfadlosen Lauf durch das weite Weltmeer:

und ohne denselben würden die Gewürze aus dem Morgenlande, die Minen von Peru und alle Kostbarkeiten, die der Handel nach Europa bringt, ewig unbekannt geblieben seyn." — Die Neugier des Knaben wurde dadurch erweckt, und flößte ihm das heftigste Verlangen ein, zu lernen, auf welche Weise so große Vortheile von einem Dinge könnten hergeleitet werden, das dem Anscheine nach einen so geringen Werth hätte. — „Dieser Magnet" — sagte Euphronius, — „theilt dem Eisen die Eigenschaft mit, daß es sich selbst, wenn es in das gehörige Gleichgewicht gebracht wird, nord- und südwärts in seiner Richtung dreht. Der Schiffer hat also mitten auf dem Meere einen untrüglichen Führer. Denn, hat er Norden vor sich, so ist Ost und West leicht berichtiget, indem das erste ihm zur rechten und das andere zur linken Hand liegt. Und nach diesen vier Punkten sind alle Unterabtheilungen des See-Compasses gemacht. Die Figur eines Sternes, den du so oft auf das Papier zeichnest, wird dir einen deutlichen Begriff vom Compasse geben. Mache dich selbst davon Meister, und lerne von diesem Anblicke deines Mangels an Kenntniß, eine anständige Bescheidenheit in Beurtheilung der Dinge, welche die Natur hervorbringt. Die ganze Schöpfung ist die Werkstätte eines allmächtigen Wesens; und ob wir gleich nicht überall die Merkmale der Harmonie, der Schönheit und des Nutzens wahrnehmen, so enthüllet doch ohne Zweifel dem Auge eines höhern Verstandes jeder Theil davon eine untrügliche Weisheit und eine gränzenlose Güte." —

98.

Die lange Tafel.

Ein Schul-Lehrer, der wohl wußte, daß man Kinder in der schönen freyen Natur eben so gut, und oft noch besser als in der Schule selbst, unterrichten könne, sagte einmal bey'm Anfange der Erndte zu seinen Schul-Kindern: „Kinder, heute will ich euch einmal nebst vielen andern Sachen auch eine recht lange Tafel zeigen, an welcher nicht etwa einige hundert Menschen, nein, ganze Städte und die ganze Schaar der Landleute mit allen Thieren, die bey ihnen leben, jährlich reichlich gespeiset und gesättiget werden.“ — Hierauf gieng er mit seinen Kindern, die voll großer Erwartung waren, auf einen hohen Berg, und ließ sie von da aus die schönen, meilenlangen, Frucht-Felder übersehen, „Sehet“ — sagte er, — „lieben Kinder, das ist die lange Tafel, welche unser guter Vater im Himmel alle Jahre für alle seine Geschöpfe deckt, und reichlich mit Speisen besetzt. Wir alle sind seine Gäste, uns alle, nebst den unzählbaren unvernünftigen Geschöpfen, sättigt er mit Wohlgefallen. Daß ihr ihn ja dankbar anbetet, den guten unsichtbaren Wohlthäter, so oft ihr künftig diese Tafel gedeckt sehet!“ — Die Kinder giengen gerührt vom Berge herab, und im Heruntergehen sagte eines von den Kindern: „Nun verstehe ich erst die Worte im Psalme recht: Aller Augen warten auf Dich, o Herr! und Du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit, und sättigest Alles, was lebet, mit Wohlgefallen. — Wie oft habe

ich diese Worte schon vor Tisch hergesagt, ohne sie verstanden zu haben!"

„Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern, wie die Heiden, die von Gott nichts wissen."

99.

Die Sonne.

Früh an einem heitern Sommer-Morgen gieng Gotthold hinaus in's Feld, und sah dem lieblichen Aufgange der Sonne zu. Da ward's ihm über ihrem milden, freundlichen Strahle so froh um's Herz, daß er zu singen anfieng, und Gott für dieß wohlthätige Geschöpf nicht genug danken konnte. „O Du lieber Gott!" — rief er aus — „wie milde und gütig bist Du nicht! — Du lässest täglich deine liebe Sonne aufgehen; die Bösen achten es so wenig, als das Vieh, und auch die Guten nehmen's nicht allemal so recht zu Herzen. Thut uns Gott doch so viel Gutes durch die Sonne, und der Mensch nimmt es so wenig wahr, als die Sonne selbst. Wie viele Menschen, die nun schon dreißig, vierzig, fünfzig Jahre ihre wohlthätigen Einflüsse erfahren, werden dem lieben Gott für dieß wohlthätige Geschöpf gedankt haben? — Die Sonne ist uns ein schönes Bild von Gott; ihr Schein erfreuet, erwärmt, belebt, zeitigt alles — so, und unendlich mehr unser Gott; er hat seine Freude daran, wenn er uns Gutes thun kann. Ist die Sonne so wohlthätig, sollten's nicht auch die Menschen seyn? Die Sonne geht alle Morgen wieder auf; und so wird auch die Barmherzigkeit Gottes alle

Morgen neu, und so erneuert sich die Treue der Kinder Gottes alle Morgen wieder durch heilige Vorsätze. — Es ist unmöglich, daß die Sonne nicht leuchte; eben so unmöglich ist es einem Christen, nicht liebreich, nicht leutselig, nicht gefällig, nicht mitleidig zu seyn. — Ohne Sonne, wie traurig, wie leblos wäre die Welt! — Ohne die Sonne der Gerechtigkeit, ohne Christus-Geist in uns, was ist unsere Seele anders, als eine Welt ohne Sonne?"

100.

Die Mücken.

„Wenn Alles, was Gott geschaffen hat, seinen Nutzen hat," — sprach Jemand in einer Gesellschaft — „so möchte ich nur wissen, was die Mücken nützen, die uns doch so lästig sind mit ihrem Schwirren und Stechen." „Schon das hat seinen Nutzen" — versetzte Gotthold — „daß sie uns lästig sind. Ein jeder Stich erinnert uns an unsere Schwäche und den Unbestand unserer Freuden. Auch eine Mücke kann uns meistern mit ihrem schwachen Stachel. Wir säßen hier unter diesen lieblichen Bäumen so froh beysammen, da nimmt uns aber ein Mücken-Stich unsere Freude hin, und lehrt uns, daß es keine Lust ohne Unlust gebe, und daß wir also das Herz nicht an die Freuden dieser Welt heften sollen. Ueberdieß offenbart sich an einer Mücke auch die Allmacht des Schöpfers und unsere Ohnmacht recht augenscheinlich: saget mir, wie kann doch in einem so kleinen Körper eine so wirkende, lebendige, und nach ihrem Maaße kluge Seele seyn? — Wie kann sie die Fit-

tige rühren, und die schwachen Beine so schnell bewegen? — Wie kann sie den zarten Stachel so hart und steif machen, daß er die zähe, dicke Haut der Menschen und Thiere durchbohren kann: und er ist doch ein hohles, feines Röhrchen, wodurch sie das Blut an sich zieht? — Woher die Eiligkeit und Behutsamkeit in ihrem Fluge? — Wie weiß sie das rechte Plätzchen zu finden, das ihr zur Nahrung dient? — Sie flieht vor jedem bittern Geruche, wie fein müssen bey ihr die Werkzeuge des Geruches seyn? — Wo ist die Stelle ihrer Geburt? — Wie wird eine so unzählige Menge erzeugt? — Was macht sie so fröhlich zum Weben und Schwirren, besonders bey'm schönen Wetter? — Das Alles wissen wir nicht! — So macht sie also unsere Unwissenheit zu Schanden. Wir blödsinnige Menschen, wenn wir auch nur allein den irdischen Dingen nachgrübeln wollten, so würden wir lebenslang nicht auslernen können — wie dürften wir uns erst an das Geistige, Himmlische wagen! — Wie unerforschlich ist Gottes Weisheit! — Wie unbegreiflich seine Macht! — Wie sollten wir uns schämen, daß wir uns oft klug und weise gehalten, da unsere Weisheit nicht einmal noch eine Mücke erforschen konnte."

101.

Die Heer-Schau.

Ein König ließ einmal viele tausend seiner Soldaten auf einer geräumigen Ebene zusammen kom-

men, um sie da in den Waffen und den zum Kriege nöthigen Bewegungen zu üben. Ein Vater gieng dahin mit seinen Kindern, um ihnen diesen merkwürdigen Auftritt zu zeigen. Sie erstaunten, als sie diese große Menge Menschen sahen, und von ihrem Vater hörten, daß diese alle von dem Könige ernährt würden. Der König erschien, und Trompeten und Pauken und Trommelschall, und der Donner der Kanonen und das Feuer der Musketen, bewillkommten ihn. So etwas hatten die Kinder in ihrem Leben noch nicht gesehen, und waren von Verwunderung ganz betäubt. Nun fieng der König an, zu kommandiren; auf Einen Wink luden alle Soldaten ihr Gewehr; noch einen Wink! — und sie machten sich schußfertig; noch ein Wink! und etliche tausend Musqueten waren losgefeuert. Wenn er befahl, so schwenkten sie sich, auf seinen Wink marschirten sie, und sobald er sagte, sie sollten stehen, so stunden alle. Nachdem der Vater mit seinen Kindern diese Bewegungen einige Stunden angesehen hatte, gieng er mit ihnen nach Hause; und sie waren alle durch die Größe und den Reichthum des Königes gerührt, und sprachen davon, bis sie nach Hause kamen. „Wie klein sind wir" — sagte Fritz — „wenn wir uns mit ihm vergleichen! — Wir sind nicht im Stande uns selbst zu ernähren, und er, er ernährt so viele Tausende. Uns gehorcht Niemand, und nach des Königes Befehl muß sich eine so große Menge richten. — „Und gleichwohl" — sagte der Vater — „ist dieser König gegen Gott weiter nichts, als eine Milbe gegen uns. Diese

Tausende, die ihr hier gesehen habt, sind nicht der hunderttausendste Theil von allen Menscheu, die auf der Erde wohnen. Solltet ihr die Menschen zusammen sehen, die nur in Deutschland leben, so würdet ihr die ganze Armee, die sich heute versammelt hatte, eben so wenig bemerken, als ich und meine Familie würden bemerkt werden, wenn die zwanzigtausend Menschen, die in unserer Stadt wohnen, alle auf Einen Platz zusammenträten, und wir uns unter sie stellten. Und so, wie unser Haus nur ein kleiner Theil von unserer Stadt ist, so ist Deutschland nur ein sehr kleiner Theil von der Erde. Wie klein ist Deutschland, wenn wir es mit ganz Europa vergleichen, und wie klein Europa, wenn wir es mit Asien, Afrika und Amerika zusammenhalten! — Sehe, dieser kleine Punkt (hier hohlte er eine kleine Charte von der Erdkugel herbey), dieser kleine Punkt, den ich mit einem Kreutzer bedecken kann, gehört unserem Könige: und doch wohnen iu demselben so viele tausend Menschen! — Wie viele tausend müssen nun wohl auf diesem großen Platze wohnen! — Und alle diese vielen Millionen sind wieder ein kleines Häufchen, wenn wir sie mit der unsäglichen Menge von Thieren vergleichen, die auf dem Erdboden leben. Wie viele Millionen Insekten mögen wohl in einem großen Walde, wie viele Millionen Insekten auf dem Erdkreise und wie viele Millionen Fische in den Flüssen und im Meere leben! — Leuwenhök, ein berühmter Naturforscher, nahm von dem ganzen Rogen eines Stock-Fisches nur eines Quentchens schwer, zählte die Eyer, die dazu ge-

hörten, und brachte ihrer neun Millionen, dreyhundert und vierzig tausend zusammen. Wie viele Millionen mag also wohl der ganze Rogen enthalten haben, und welch' zahlloses Heer entspringt aus einem einzigen Stock-Fische! — Alle diese Millionen Menschen und Thiere gehören nun Gott zu, werden von ihm erhalten und müssen seinem Winke gehorchen. Bedenkt einmal, wie groß und reich Gott sey!" — Unter diesem Gespräche fiel die Nacht ein, und der Vater führte seine Kinder, die über Gottes Reichthum und Größe ganz erstaunt waren, auf einen großen freyen Platz, auf welchem sie einen großen Theil des Himmels übersehen konnten. Dieser war mit Sternen besäet. Der Vater zeigte sie ihnen, und sagte: „Was ist gegen dieß alles unsere ganze Erde, auf der so viele tausend Millionen Geschöpfe leben! — Stünden wir oben auf einem dieser Sterne, so würde die ganze Erde uns nicht größer als ein kleiner Punkt vorkommen. Diese Punkte also, die uns so klein scheinen, müssen ebenfalls sehr groß seyn. Man hat angemerkt, daß fünf von denjenigen, die man Planeten nennt, sich eben so, wie unsere Erde (und die übrigen Planeten), um die Sonne bewegen, und durch sie erleuchtet werden, und hat ausgerechnet, daß Merkur siebenzehnmal kleiner, Venus noch einmal so groß, Mars siebenmal kleiner, Jupiter zehntausendmal, und Saturn dreytausend, dreyhundert, und sieben und siebenzigmal größer als die Erde seye." — Den Kindern stunden bey dieser Berechnung die Gedanken stille. Der Vater fuhr fort: „Da nun auf der Erde auch der

kleinste Platz seine Bewohner hat, so ist es ganz gewiß, daß Gott diese großen Plätze seines Reiches nicht leer gelassen habe. Wie würdet ihr also erstaunen, wenn es euch möglich wäre, die Menge der Einwohner dieser Planeten zusammen zu sehen. Ausser den Planeten, wovon die oben angeführten nur ein Theil sind, gibt es aber noch eine Menge von Sternen, die sich nicht um die Sonne bewegen, und die man Fix=Sterne nennt. Ihrer sind wenigstens dreytausend unsern Augen sichtbar, und es ist möglich, daß ihrer noch zehnmal mehr so weit von uns stehen, daß wir sie gar nicht erkennen können. Da man nun glaubt, daß sie alle ihr eigenes Licht haben, und also Sonnen sind, so ist es auch möglich, daß sich um jede dieser Sonnen solche dunkle Körper bewegen, wie unsere Erde ist, und daß jeder von ihnen eben so bevölkert wie unsere Erde sey. Wenn nun ein einziger Punkt, wie z. B. Jupiter, zehntausendmal größer als die Erde ist, wie groß mag wohl der ganze Himmel seyn!" — „O lieber Vater" — riefen die Kinder, — „halten Sie inne, wir können mit unsern Gedanken nicht nachkommen." — „Nur noch ein Wort" — fuhr er fort — „will ich euch sagen, um euch nur einige Vorstellung von des Himmels Größe zu machen. Man hat ausgerechnet, daß wenn eine Kanonenkugel in der Sonne losgeschossen würde, und sie eben in der Geschwindigkeit fortflöge, mit der sie aus der Kanone herausfährt, sie bis zum Merkur fliegen würde 9 Jahre; bis zur Venus 17 Jahre; bis zur Erde 25 Jahre; bis zum Mars 40 Jahre, bis zum Jupiter 140

Jahre, und zum Saturn 250 Jahre. — Und nun, Kinder, seht von diesem großen Geiste, dem dieß Alles zugehört, herab auf den Mann, der heute durch das einzige Wort: Schwenkt euch! — etliche tausend Menschen in Bewegung setzte, was ist er gegen Ihn? — Ist er mehr als eine Milbe?" —

102.

Die Vorschrift.

Ein Vater sah seinem Knaben zu, der eben Unterricht im Schreiben erhielt. Dieser bezeugte sich dabey recht fleissig: zuvor sah er allemal die Vorschrift an, und dann bemühte er sich, jeden Zug, so gut es ihm nur möglich war, nachzuahmen. „Sehet" — sprach der Vater zu den Uebrigen im Zimmer — „sehet, wie alle Vollkommenheit aus der Unvollkommenheit entsteht, und wie man mit Fehlern lernen muß! — Von diesem Knaben fordert man nicht, daß seine Schrift der Vorschrift so ganz gleich werde; man ist mit seiner mühsamen Uebung zufrieden, und hofft, es werde immer besser gehen, bis er endlich fertig und schön schreiben kann. Wir haben auch eine Vorschrift, die schönste, die es nur geben kann — das Beyspiel unsers Herrn. Machen wir's, wie dieser Knabe mit seiner Vorschrift, geben wir uns alle mögliche Mühe, seinem heiligsten Beyspiele immer ähnlicher zu werden, und, wenn wir schon jetzt zuweilen einen Fehlzug machen, nur von neuem wieder anfangen, und nicht erliegen, — o dann ist's wohl gewonnen, Er hat Geduld mit unsern

Fehlern, und gibt uns Kraft und Gnade, dieselben täglich zu verbessern. Eines Christen Lehr-Jahre währen, so lange er lebt. Die besten Schüler des Herrn sind, die allezeit Schüler bleiben, die zwar täglich das Vorbild ihres Lehrers vor Augen haben, und dasselbe immer besser zu erreichen suchen, aber mit sich selbst und ihrer Nachfolge allemal noch unzufrieden sind. Solche Schüler hüten sich vorzüglich vor zwey Feinden: vor der Nachläßigkeit und der Kleinmüthigkeit; aus jener entsteht Faulheit und falsche Sicherheit, aus dieser Verzagtheit und muthlose Trauer. Der Himmel steht nicht nur den Unschuldigen und Vollkommenen offen, sondern auch den Irrenden und Schwachen, wenn sie nur ihre Fehltritte wahrhaftig bereuen, und, was ihnen noch mangelt, von der Gnade des Herrn getrost erwarten."

103.

Die Bauern und ihr Seelsorger.

Die Bauern eines Dörfchens hatten einen rechtschaffenen, verständigen Prediger, der viele Wahrheiten wußte, und noch täglich mehr dazu lernte. Einst kam im Winter eine ansteckende hitzige Krankheit in das Dorf, und in zwölf Häusern waren Kranke. Da sagte der Prediger: „Lieben Leute, folgt meinem treuen Rathe! — Haltet die Kranken nicht so heiß mit Einheitzen und Zudecken mit Deckbetten; sie haben doch Hitze genug! — Braucht keine hitzigen Arzneyen, sie sind schädlich! — Schickt in Zeiten zum Arzte in die Stadt; denn wenn ihr

wartet, bis euch der Athem ausgehen will, dann kann der Arzt nicht mehr helfen! — Laßt alle Tage frische Luft durch die Fenster in die Stuben, und trinkt, Gesunde und Kranke, viel Wasser mit Wein-Essig, so werden viele Kranke besser werden, und viele Gesunde vor der Krankheit bewahrt bleiben!" — Drey Hausväter glaubten dem Prediger, daß er die Wahrheit lehre, denn sie kannten ihn, daß er ein braver, einsichtsvoller Mann war. Sie machten es so, wie er sagte, und fragten ihn um Rath, wo sie sich nicht zu rathen wußten. In allen diesen Häusern nahm die Krankheit nicht überhand. Die andern neun waren unglaubig. Sie sprachen: „Das wollen wir wohl bleiben lassen! — Warum ist denn eingeheitzt, wenn man die Fenster aufmachen soll? — Das Holz ist theuer. Hitze muß Hitze vertreiben. Unser Schäfer soll den Doktor noch wohl etwas lehren können. Branntwein und Pfeffer, spricht er, wem das nicht hilft, dem kann nicht geholfen werden. Starkes Bier muß der Kranke trinken, damit er Kräfte bekomme. Er ist ja schon so matt, und soll noch Wasser mit Essig trinken?" — Was geschah? — Die neun unglaubigen Hausväter starben in Kurzem mit ihren Kindern und dem Gesinde dahin, und es blieb in der ganzen Gegend das Dorf bekannt wegen dieser Geschichte. — So wie dieser gute Prediger that, hat Gott manchmal und auf mancherley Weise die Menschen belehrt, was gut und schädlich ist, aber die wenigsten haben Ihm geglaubt *).

*) Hebr. 1, 1.

104.

Der gute und weise Sohn.

Ein sehr reicher Mann besaß ungemein viel Güter, Aecker, Wiesen, Weinberge, Häuser, Vieh u. s. w. auch hielt er eine Menge Knechte und Mägde zur Bearbeitung dieser Güter. Er hatte einen einzigen sehr guten und sehr weisen Sohn, den er über Alles liebte. Die Knechte und Mägde wurden nach und nach immer böser und schlechter. Es hätte ihnen allen unvergleichlich wohl ergehen können, wenn sie recht gethan hätten, denn ihr Herr war überaus gut gegen sie. Nun wareu aber die einen träge, die andern diebisch, und beraubten den Herrn, die die dritten ausgelassen und verschwenderisch, die vierten zänkisch; da war ein beständiger Unfrieden unter ihnen: beynahe alle hatten die Ehrfurcht, den Dank und den Gehorsam gegen ihren Herrn vergessen; — kein einziger war mehr ganz brav, und nur wenige von ihnen hatten die Liebe und Achtung für ihren Herrn noch nicht ganz verloren. „Höre mein Sohn!“ — sprach eines Tages der reiche Vater zu seinem geliebten Einzigen — „so kann ich es mit unsern Knechten nicht mehr haben, sie müssen alle weggeschickt werden, sie haben meine Gunst ganz verloren.“ — Dieser Sohn hatte das beste Herz und die größte Weisheit mit einander vereinigt. Er antwortete: „Lieber Vater! — Du hast Recht, die Knechte deine Ungnade fühlen zu lassen, aber laß mich noch einen Versuch machen zu ihrer Besserung! — es wird mir gelingen, viele

von ihnen deiner Huld wieder würdig zu machen. Ich liebe sie doch so herzlich, ihr Unglück geht mir nahe. Freylich werde ich viel zu leiden haben, wenn ich ausführe, was ich im Sinne habe, aber ich will Alles gerne dulden, nur damit ich sie rette, und ihnen deine Huld wieder verschaffe." — Der Vater und der Sohn, beyde gleich weise und gleich gut, unterredeten sich nun, wie der schöne Besserungs- und Errettungs-Plan für die bösen Knechte ausgeführt werden könne. Und siehe, großmüthig und voll unaussprechlicher Liebe zu den Knechten, wollte nun der einzige, geliebte Sohn seines Vaters Haus und all' sein Glück, das er da genoß, verlassen. Er verreiste — und kam nun ganz verkleidet, völlig wie ein armer Knecht, und trat in die Dienste seines Vaters. Niemand unter den Knechten kannte ihn. Aber er fieng nun an, ganz als ein Knecht, Alles mit dem größten Fleiß und mit der vollkommensten Treue selbst zu thun, was die Knechte thun sollen. Er gab allen ein unübertreffliches Beyspiel, wie sie Alles machen, und wie sie dem Herrn wohlgefällig werden können. Zugleich gab er Allen die weiseste und freundlichste Anleitung; er ermunterte zur Treue und Gewissenhaftigkeit; er erzählte viel von der Großmuth und Liebe, von der Freundlichkeit, Weisheit und dem Reichthum ihres Herrn. Schon fiengen einige an, es zu merken, daß er der Sohn ihres Herrn selbst sey. Er hatte durch seinen großmüthigen Sinn und herrliche Thaten der Liebe dieß gezeigt, so daß die Aufmerksameren gewiß waren, er stehe mit ihrem Herrn in näherer Verbindung. Aber die Bösen fiengen an, ihn zu hassen, weil sein

treffliches Beyspiel sie beschämte, weil Er, freundlich zwar, aber doch mit Ernst sie bestrafte. Endlich fielen sie gewaltig über ihn her, mißhandelten und quälten ihn über alle Maaßen. Das hatte der Vater freylich alles wohl bemerkt, und schwieg dazu. Er und sein Sohn hatten gar wohl vorausgesehen, daß es also gehen werde. Aber der Sohn behielt seine unbeschreibliche Liebe, und sah, daß er seinen Zweck herrlich erreichen werde. Er wollte Alles erdulden, ob er gleich jeden Augenblick zum Vater hätte zurückkehren können. Das wollte er aber nicht. Die Aufmerksamen sollten eben in seinem Leiden recht seine unaussprechliche Liebe zu ihnen erkennen lernen; wenn es Zeit wäre, wollte er dann schon zeigen, wer er seye. Jetzt unterwarf er sich mit der schweigendsten Geduld. O sein Vater hatte an dieser Liebe seines Sohnes eine göttliche Freude. Ja, dachte er bey sich selbst, da er seinen Sohn so unschuldig leiden sah, ja diese Liebe meines Sohnes zu meinen Knechten verdient es, daß ich um Seinetwillen ihnen wieder gnädig sey. Es ist nicht möglich, daß nicht Viele von ihnen, seine Liebe fühlen und erkennen sollten. Wie viel thut er für sie! — Alle, Alle, die Ihn lieben, die Ihm um dieser Liebe willen, wenn sie ihn einmal kennen, Freude machen, Alle, die sich beeifern, Ihm gleich zu werden, Alle sollen nun auf's neue mir lieb seyn und bleiben. Ich will sie halten wie meine eigenen Kinder. Aber die Elenden, die die Liebe meines Sohnes nicht erkennen, die ihn nicht lieben, sondern hassen, o diese Elenden muß und will ich auf immer entfernen. Gnade, Gnade für einen Jeden, den mein Sohn so liebt! — Wie kann ich anders, als ihm die

Freude machen, die froh und von mir auch geliebt zu sehen, die Er so liebte. Es soll ihnen alles Vorige um seinetwillen vergeben werden, wenn sie seine Liebe erkennen, und ihm nun folgen werden. Dieß wußte der gute Sohn, und darum war es ihm selbst Freude, alles das Leiden zu erdulden, und sein Vater wollte ihm diese göttlich-schöne Freude lassen; und sah darum schweigend seinem Leiden zu. —

So liebte der Heiland, der Sohn Gottes, die armen böse gewordenen Menschen, daß Er gerne für sie alle das Leiden und selbst den Tod erdulden wollte, damit sie recht sehen, wie Er sie liebe, und Ihn hinwieder herzlich lieben. An dieser seiner Großmuth hatte der Vater im Himmel eine große Freude, und darum gab Er es zu, daß der unschuldige Jesus so leide. Darum will Er nun einen Jeden begnadigen, der diese Liebe Jesu empfindet, und Ihm sucht Freude zu machen. Ihr sehet also, was auch ihr Kinder schon dabey denken könnet, wenn ihr Jesum euern Erlöser oder Heiland nennt. Eben weil Er uns so geliebt hat, daß Er selbst sein Leben für uns ließ, eben darum vergibt nun Gott den Menschen ihre Sünden, denen nehmlich, welche die Liebe Jesu zu ihnen fühlen, und Ihm nun folgen. Und so sind also die Menschen durch Christum erlöst; Gott ist ihnen wieder gnädig; ihre begangenen Sünden, die sie bereuen, werden ihnen vergeben.

105.

Die untergehende Sonne.

Die Sonne neigte sich am stillen Abend, ihre Bahn zu enden. Einsam saß Marie, den früh verstorbenen Gatten betrauernd, vor der Thüre ihrer Wohnung und strickte. Ihre Kinder tändelten in schuldloser Fröhlichkeit neben ihr. Sie hatte den trüben Blick auf die niedersinkende Sonne geheftet, und sah ihr nach, bis ihre Strahlen schwanden; und sie seufzte tief. Da nahete sich ihr der alte Vater Timotheus, der, unbemerkt von ihr, die Straße herab kam. Und nun stand er vor ihr, blickte sie an mit Freundlichkeit, und begrüßte sie mit herzlicher Rede, indem er ihr die Hand reichte: „Gott grüße dich, liebe Marie! — Du dauerst mich! — Noch immer so traurig? — Die Sonne gieng diesen Abend so schön unter. Mich dünkt, Du sahst ihr so nachdenkend und wehmüthig nach.“ — Marie. „Ja wohl! — Ich dachte an meinen Christoph. Ach! — und da dachte ich, meine Sonne ist auf immer untergegangen. Sieh, wie öde und still nun Alles ist umher, als ob die ganze Welt in Trauer versunken wäre! — So ist für mich und mein Haus nun alle Freude dahin, und alles ist wie Nacht um mich her.“ — Timotheus. „Glaubst Du denn, daß die Sonne jetzt nicht mehr leuchte, weil uns ihr Licht entzogen ist?“ — Marie. „Sie leuchtet ja andern Ländern nnd ihren Bewohnern.“ — Timotheus. „Freylich; sie verbreitet Segen und Freude immer und ohne Aufhören. — Sieh, liebe Marie, so

ist auch dein Christoph nur dieser Welt entzogen, um in einem fernen unbekannten Lande Gutes zu wirken, und Segen und Freude um sich her zu verbreiten." — Marie. „Ach aber für mich und diese meine Kinder ist er dahin! — Das ist mein Schmerz!" Timotheus. „Sagtest Du nicht vorhin, es käme dir vor, jetzt da die Sonne untergegangen seye, als ob die ganze Welt in Trauer versunken wäre? — Und doch weißt Du es, und zweifelst nicht, sie wird uns wieder aufgehen. Wir werden sie wiedersehen und uns freuen, und ihren Schöpfer preisen! — O! Marie, sollte der große Schöpfer und Herr der Welt, dessen Macht und Huld mit jedem neuen Morgen uns von neuem die Sonne leuchten läßt, nicht mächtig und gütig genug seyn, um einst unsere Geliebten, deren Trennung uns eine Zeitlang schmerzet, wieder in unsere Arme zu führen? — Zweisle nicht, Marie, die frommen Liebenden werden sich wieder finden. Die Liebe höret nimmer auf *). — Tröste dich, Bekümmerte, mit diesem Worte des Trostes, und hoffe auf Gott und sein Wort, und Du wirst Ruhe finden. — Ja! Du wirst sie finden!" — Den Gerechteu muß das Licht immer wieder aufgehen, und Freude den frommen Herzen. **)

106.

Die Jünglinge am Grabe ihres Freundes.

Ein Fürst schickte einmal zwölf junge Adeliche ins Ausland, daß sie daselbst erzogen werden, und ler-

*) 1 Kor. 13, 8. **) Ps. 97, 11.

nen sollten, was sie wissen mußten, um glücklich zu leben, und Andere glücklich zu machen, und gab ihnen einen weisen und rechtschaffenen Mann als Hofmeister mit. Nachdem sie ein halbes Jahr im Auslande gewesen waren, starb einer von ihnen an den Pocken, und wurde den folgenden Abend ausser der Stadt auf dem Gottesacker begraben. Die übrigeu eilf Zöglinge mit ihrem Hofmeister folgten der Leiche bis zum Grabe. Dieses war geöffnet, und am Rande desselben lagen Ueberrbleibse von alten Särgen, Todten-Kleidern, Hirnschädeln, Ribben, Armen und Schenkeln von Menschen, die in diesem Grabe gelegen hatten. Der Todte wurde hinabgesenkt, und der Todtengräber warf die Schädel und Knochen, und die Ueberbleibsel von Kleidern und Särgen, nebst der ausgegrabenen Erde auf ihn. Dieß verursachte ein schauerhaftes Gepolter. — Der Mond schien helle, und beleuchtete die Gräber und Leichen-Steine, und eine vollkommene Stille lag über der ganzen Flur. Die Gesellschaft beobachtete ein tiefes Stillschweigen, und sah mit nassen Augenn das Grab an. Diesen Augenblick benützte der Hofmeister, und sagte zu seinen Zöglingen: „Kommt, lieben Kinder, laßt uns über das sprechen, was wir jetzt gesehen haben.“ — Er führte sie unter einen Schoppen, der unter der Mauer des Gottesackers erbauet war, und setzte sich mit ihnen auf die Bahren, die daselbst hingestellt waren. — Da sie nun mit heimlichem Schauer sich darauf setzten, sagte er: „Seht, lieben Kinder! — da modern die Leichname der Vorwelt. Alles was hier liegt, lebte sonst. Da liegt Professor und

Handwerksmann, Bürgermeister und Taglöhner, Lehrer und Schüler alles untereinander, es wird alles zu Staub. Diese Leute waren nun nicht alle gleich gut. Es liegen da Greise, die siebenzig bis achtzig Jahre ein enthaltsames und frommes Leben führten, und Jünglinge, die durch Unmäßigkeit und Unkeuschheit sich das Leben abkürzten; gute Menschen, die gern Andern Freude machten, und böse, die sich immer zankten, und ihrem Nebenmenschen Verdruß verursachten; Wohlthätige, welche die Armen und Kranken erquickten, und Hartherzige, welche die Armen drückten, und alles selbst verzehrten, und bey den Thränen der Nothleidenden ungerührt blieben. Sie werden hier einer wie der andere zu Erde, und die Natur bildet Gras, Blumen und Bäume daraus." — Hier schwieg er einige Minuten, und alle schwiegen mit ihm. — „Lieben Kinder!" — fuhr er fort — „ich habe nun noch eurer eilfe unter meiner Aufsicht. Einige von euch sind fleißig, ordentlich, gefällig und friedfertig, aber ach! — einige sind unfleißig, unordentlich, ungefällig, zänkisch. Wenn wir nun ins Vaterland zurückkommen, was meynt ihr: wird unser guter Fürst einen behandeln wie den andern?" — „O nein!" — antwortete der verständigste von ihnen — „er hat ja gesagt, daß er bey unserer Zurückkunft sich nach unserem Verhalten erkundigen, dem Besten zu wichtigen Aemtern verhelfen, aber des Faulen und Bösen sich nicht weiter annehmen wolle." — Hier schwiegen wieder alle stille. Der Hofmeister unterbrach das Stillschweigen und sagte: „Nun, der gute Gott, der uns auf diese Erde gesetzt hat, ist

gewiß nicht ungerechter als unser Fürst. Es ist unmöglich, daß Er, wenn Er uns von der Erde zurückruft, alle auf einerley Art behandeln, den Enthaltsamen und den Schwelger, den Gefälligen und den Boshaften, den wohlthätigen und den Unbarmherzigen, zu Staub machen sollte. Ganz gewiß ist noch ein künftiger Zustand, wo die Guten belohnt, und die Bösen bestraft werden. Bald, bald gräbt man unsere Leichname eben so ein, wie man den Leichnam unsers jungen Freundes eingegraben hat: laßt uns gut seyn, und recht thun, damit es uns dort (hier wies er auf den gestirnten Himmel), wohlgehen möge!" — Nun giengen sie alle gerührt fort, besuchten nach der Zeit oft das Grab ihres Freundes, und erneuerten jedesmal den Vorsatz, daß sie immer an sich bessern wollten, damit es ihnen nach dem Tode wohlgehen möge.

107.

Das Wettlaufen.

In einem großen Lande war einmal ein König, dieser gab seinen Unterthanen ein Wettlaufen. Alle erhielten den Ruf mitzulaufen, und einen Stab, an dem sich die Müden einhalten könnten. Er bestimmte das Ziel und die Zeit, wann sie am Ziele ankommen sollten, und ließ im ganzen Lande den Preis ausrufen, den sie am Ziele erhalten würden. Damit sie des Preises nicht vergessen möchten, ließ er in allen Städten und Flecken des Landes an einem Schilde aushängen. Der Preis war aber dieser: „Wer zum Ziele kommt, der wird in der königlichen

Residenz an der Seite des Königes und des Kronprinzen ausruhen, an ihrer Tafel speisen, und an den Freuden des H[illegible]s auf immer Theil nehmen." — Der Preis gefiel; — das Wettlaufen begann: — — Aber — das Ziel erreichten nur wenige. Auf der Wettbahn begegneten nehmlich den Läufern mancherley gefährliche Plätze, die sie zurückhielten. Auf einer Seite erblickten sie eine Stätte, die ihnen von Ferne einen hellen Schimmer entgegenwarf. Als sie näher kamen, da sahen sie Schätze im Ueberflusse. Viele der Wanderer waren schon müde; sie traten hinzu, und ruheten aus. „Hier ist gut seyn" — dachten sie — „laßt uns eine Weile hier bleiben, und von dem Vorrathe nehmen, wir kommen dennoch zum Ziele." — Der blendende Glanz zog sie immer an; sie dachten immer weniger an's Fortlaufen, und vergaßen endlich Residenz, König und Preis. Auf der andern Seite der Laufbahn war ein Lustgarten. Flöten und Zithern ertönten von Weitem, und lockten eine Menge Läufer hinein. Da waren Wein und Speise zur Labung, und Weiber und Männer im schönsten Putze in Reihen versammelt. „Kommt, ihr Lieben!" — riefen ihnen diese voll Freundlichkeit zu — „und ruhet aus! — Setzet und erquicket euch da nach Herzenslust; ihr kommet doch noch zum Ziele." — Viele nahmen die Einladung mit Freuden an, blieben, und ließen sich's wohl seyn; je länger sie blieben, desto mehr Behaglichkeit fanden sie, und desto weniger dachten sie ans Weiterlaufen. Im Taumel des Genusses vergaßen sie endlich Residenz, König und Preis. — Weiter vorwärts begegnete ihnen eine Anhöhe, welche von Menschen wimmelte. Diese giengen stolz einher, und ließen sich von Sklaven bedienen, an-

dere ließen sich in Sesseln umhertragen, Weihrauch um sich herstreuen, mit Trompeten vor sich herblasen, und ihre Namen öffentlich auskündigen. Dieß gefiel den Läufern. Viele blieben stehen, und konnten sich nicht satt sehen an dieser prächtigen Aufführung. „Steiget hinauf" — riefen sie den Wanderern im Thale zu — „und bleibet bey uns! — Wir wollen euch Platz machen, und auch eure Namen unter lautem Jubel ausposaunen lassen." Mehrere nahmen den Antrag an, warfen den Wanderstab weg, und eilten — von der Freude berauscht — muthig bergan, und trieben das Herrlichkeitsspiel bis zur Genüge. Die Freude daran ward immer größer, sie dachten immer weniger ans Fortgehen, und vergaßen endlich Residenz, König und Preis. Indeß so viele auf der Laufbahn zurückblieben, liefen die Andern unaufhaltsam fort, ließen sich von den Lockungen rechts und links nicht irre machen, hielten sich selbst fest an ihrem Stabe ein, und so erreichten sie endlich glücklich das Ziel. Hier wartete ihrer der Kronprinz, und die Freunde des Königes reichten ihnen liebreich die Hand, und führten sie Arm in Arm triumphirend in den Pallast des Königes ein. Dieser kam ihnen wie ein Vater entgegen, umarmte und küßte sie, legte ihnen königliche Kleider an, setzte sie neben seinen Thron, und ließ sie wie seine Kinder seyn. Nun hatte die letzte Stunde der ausgesteckten Zeit geschlagen. Die zurückgebliebenen Unterthanen eilten also, ohne mehr an ihr Ziel zu denken, schnurgerade dem Pallaste des Königes zu, und wollten den Preis haben. Allein der König hatte das Thor verschlossen, und

rief ihnen zu: „Weg von mir, ihr Nichtswürdigen, wer mich nicht gesucht hat, soll mich auch nicht finden! — Gehet hin, und hohlet euern Lohn bey denen, die ihr mehr als mich geliebet habt.“ —

108.

Der Frühlings-Regen.

„Sieh, was ein fruchtbarer Regen nicht thun kann!“ — So sprach einst ein Vater zu seiner zwölfjährigen Tochter, als nach langem kalten Wetter im Frühjahre der Südwind gelinde Witterung brachte. Ihm folgte fruchtbarer Regen, und Wohlgeruch erfüllte die Luft. Wo vorher die Farbe der Verwesung, ein falbes Grau die Gegend bedeckte, da blickten in wenig Stunden die Spitzen der ersten Frühlings-Kräuter hervor, und ein liebliches Grün wurde nun allmählig der Fluren herrschende Farbe. Solche Gelegenheiten, wo sich jede menschliche Seele frohen Empfindungen öffnet, nützte der Vater sorgfältig, um seinen Kindern die ersten und bleibenden Eindrücke der Religion zu geben. Auch dießmal wollte er durch die Anrede: „Sieh, was ein fruchtbarer Regen nicht thun kann!“ — ein Gespräch veranlassen, welches ihm Gelegenheit darböte, seiner Tochter eine der tröstlichsten Wahrheiten, die die Religion lehrt, nehmlich die Auferstehung oder Wiederherstellung des ganzen Menschen glaubwürdiger zu machen, und er verfehlte seinen Zweck nicht, denn bald antwortete ihm die Tochter:

Tochter: Lieber Vater! färbt denn der Regen alles grün?

Vater. Nein, meine Tochter, sondern Gott hat das Grünen oder das Bestreben, wieder grün zu werden, in die Pflanzen selbst gelegt, und sie warten nur auf den Zeitpunkt, da die mildere Witterung es ihnen erlaubt.

Tochter. Aber sie waren ja fast alle todt und verwelkt, noch vor wenigen Tagen.

V. So schienen sie zwar, aber in jeder war doch ein lebendiger Keim, der so lange schlief, bis ihn der mildere Frühling weckte, um sich durch Wachsthum in Blättern und Blüthen lebendig zu zeigen.

T. Lieber Vater, dieser Keim macht es wohl, daß die neue Pflanze wächst?

V. Ja wohl! — im Keime ist das Leben der Pflanze, und man kann sie im Kleinen schon ganz darin sehen, wie die Gelehrten durch ihre Vergrößerungs-Gläser bemerkt haben.

T. Also der Keim ist nicht die vorige Pflanze?

V. Nein, sondern er ist das Beste, was von der vorigen Pflanze bleiben konnte. Denn etwas mußte sie der Erde, von der sie so lange genährt worden war, wiedergeben, nehmlich die abfallenden Blüthen, ihre verwelkenden Blätter, manche verwesende Frucht, und oft ihren ganzen Halm, welches alles abstirbt und zur Erde wird.

T. Aber, lieber Vater, wenn wir sterben, dann wird wohl unser Leib ganz verwesen? — Genug, daß unsere Seele lebt.

V. Es ist sehr wahrscheinlich, daß unsere Seele nie ohne einen gewißen Körper menschlich wirken kann. Daher hat uns Gott in seinem Wort versprochen, unsere Seele zu seiner Zeit mit ihrem Kör-

per wieder zu vereinigen. Dieses wird die Auferstehung der Todten genannt, welches denn so viel heißt, als die Wiedervereinigung der auf eine Zeitlang getrennten wesentlichen Stücke des Menschen.

T. Sage mir's doch, lieber Vater, was ist denn eigentlich der Tod?

V. Der Tod ist die Unbrauchbarkeit aller Sinnenwerkzeuge und Glieder zum fernern irdischen Leben.

T. Und was ist die Beerdigung oder das Begräbniß der Todten?

V. Sie ist das Säen des Samens vom künftigen Menschen, damit der im Körper liegende Keim des vollkommenern Leibes in der Erde zur Verwandlung tüchtig werde.

T. Und die Auferstehung?

V. Das ist die zweyte Geburt des verwandelten Menschen aus der Erde, der nunmehr zum besseren und unvergänglichen Leben reif und tüchtig ist.

T. Nun, Vater, will ich mich auch nicht mehr so sehr vor dem Tode fürchten, da ich weiß, wozu er mir hilft.

V. Liebe Gott, gutes Kind, und halte seine Gebote, so kannst du im Leben und im Tode getrost seyn. Denn Gott hat alle seine Geschöpfe lieb, und ihre Veredlung oder Verbesserung war die Absicht des Schöpfers.

T. Aber, lieber Vater, was ist denn für Aehnlichkeit zwischen dieser Begebenheit in der Natur, die wir heute bemerkt haben, und unserer künftigen Auferstehung? — sage mir das doch noch einmal,

ich will es auch gewiß behalten, und mich dessen oft wieder erinnern.

V. Erstlich: es ist Gott ein leichtes, Alles, was erstorben schien, wieder zu beleben. Was hier der warme Regen that, kann dann sein allmächtiger Befehl bewirken.

Zweitens: in Allem, was da gewesen ist, liegt ein Keim, fortzuleben, oder in neuer Gestalt wieder zu erscheinen.

Drittens: auch in uns wird Gott die Anlage dazu gemacht haben, sonst wären wir schlechter als eine geringe Pflanze.

Die Beobachtung dessen, was jährlich und täglich geschieht, oder der Begebenheiten in der Natur kann uns die Lehren der Religion glauben helfen, aber nur dann, wenn wir im Denken geübt sind, und überhaupt an Erweiterung unserer Erkenntniß über Gott und uns selbst Freude finden.

109.

Das Sterbe-Bette.

In einem Dorfe wohnte ein nur wenig begüterter, aber frommer und fleissiger Handwerksmann. Alle Morgen vor fünf Uhr erwachte er, und weckte seine ganze Familie. Dann kamen sie zusammen, dankten dem lieben Gott, daß Er sie die Nacht hindurch vor Unglück bewahret habe, und baten Ihn, daß Er sie behüten wolle, daß sie den Tag über Niemand beleidigten, und nicht Böses thäten. Wenn sie aus

---

1 Kor. 15, 35. 38.

einander giengen, so gab der Hausvater allen die Erinnerung, daß sie fleißig und emsig seyn, und ja Niemanden etwas zu Leide thun sollten, und theilte jedem sein Geschäfte zu. Dann gieng er selbst an die Arbeit, die er unverdrossen bis an den Abend forttrieb. Von dem, was er und seine Familie mit ihrer Arbeit gewannen, unterhielt er seine Frau und seine Kinder, und legte auch täglich einen Groschen zurück, damit er immer etwas hätte, wovon er alte, kranke und gebrechliche Leute erquicken könnte. Bisweilen kamen schwere Zeiten, da ihm seine Arbeit sehr schlecht bezahlt wurde, indem entweder die Wolle, die er verarbeitete, zu theuer war, oder die Tücher, die er verfertigte, nicht gesucht wurden. Dann sagte er zu seiner Familie: „Lieben Kinder! die Nahrung ist schlecht, wir müssen unsere Sachen mit aller Klugheit einrichten, daß wir ja nicht in Noth gerathen, und etwa mit unsern Bitten andern zur Last fallen müßten.“ — Er beredete sie alsdann, daß sie mit Nach-Bier und Gemüse zufrieden wären, nur des Sonntags Fleisch äßen, und sich mit den Kleidern, die sie ablegen wollten, noch einige Zeit behälfen. Sein Bruder starb, hinterließ zwey unerzogene Kinder, und kein Geld. Seine Freunde riethen ihm, sie in das Waisenhaus zu bringen. Er sagte aber zu seiner Frau: „Meine Liebe! — willst du wohl zugeben, daß meines lieben Bruders Kinder in ein Haus gethan werden, wo sie, wegen der Menge der Kinder, vielleicht die nöthigste Pflege nicht haben könnten? — Wäre es nicht besser, wenn wir sie zu uns nähmen, sie mit unsern Kindern ernährten und erzögen? —

Der liebe Gott gibt uns ja Gesundheit und Brod, und wir können es ihm nicht vergelten — so laßt uns doch an seinen Kindern Gutes thun! — Denn alle Menschen sind ja unsers Gottes Kinder." — Und die Frau fiel dem Manne um den Hals und sagte: „Gerne, gerne lieber Mann! — ich will sie pflegen, wie wenn sie meine Kinder wären." — So nahm der brave Vater die Waisen in sein Haus, gab ihnen Brod und Kleider, hielt sie zur Arbeit und zum Gebete an, und die Kinder wurden groß und gut. Wenn seine Nachbarn sich zankten, so gieng er zu ihnen und sagte: „Lieben Leute, warum zankt ihr euch denn? — Seht! — wenn ihr zankt, so seyd ihr immer mißvergnügt und macht einander das Leben schwer. Wenn ihr aber fein friedlich und verträglich seyd, so könnt ihr ruhig leben, und einander mancherley Freude machen." — Und die Nachbarn folgten ihm, und es kam nach und nach so weit, daß sie sich gar nicht mehr zankten, oder allemal zu ihm kamen, und ihn zum Schiedsrichter wählten, wenn unter ihnen eine kleine Uneinigkeit einriß. Aber der gute Hausvater wurde nun krank, und in wenigen Tagen so schwach, daß Jedermann an seinem Aufkommen zweifelte. Da trat seine Frau an sein Bette, und seine Kinder und die Waisen, die er erzogen, und die Nachbarn, die er zur Friedfertigkeit gebracht, und viele arme Leute, die er erquickt hatte, und weinten und sagten: „Ach! unser lieber Vater, unser Freund, unser Wohlthäter stirbt!" — Da richtete er sich langsam auf, und sagte: „Lieben Freunde! wenn meine Kinder den Tag über gut gewesen sind, und ich rufe sie in die Schlafkammer — glaubt ihr wohl, daß ich sie töd-

ten werde?" — und alle sagten: „Ach nein, das glauben wir nicht." — „Nun" — fuhr er fort — „seht, der liebe Gott ist mein Vater. Ich habe die Lebens-Tage hindurch meine Sachen so gut gemacht, als möglich. Ganz gut freylich nicht, so wie meine Kinder auch selten ganz gut gewesen sind. Jetzt kommt der Abend meines Lebens. Mein Vater ruft mich in eine Schlafkammer, glaubt ihr wohl, daß er mich tödten werde?" — „Nein, nein!" sagten alle — „das glauben wir nicht." — „Ich glaube" — sagte er — „es auch nicht. Mein Herz sagt mir es, der gute Vater tödtet mich nicht. Er läßt mich in einer andern Welt fortleben, wo wir uns alle wieder finden werden, wenn ihr auch euch stets bestrebet, gut zu seyn." Hier wurde er matt, sank zurück, faltete seine Hände, und sagte mit schwacher Stimme: „In deine Hände befehl' ich meinen Geist!" — und entschlief. Da weinten alle über seinen Abschied, die um sein Bette stunden, und ermahnten einander: „Laßt uns auch so gut seyn, wie dieser fromme Mann, damit wir, wenn wir sterben, zu Ihm kommen mögen!" —

110.

Lottchen auf der Wiese.

An einem stürmischen Tage stand Lotte mit ihrem Vater am Fenster, aus welchem man viel Wiesen-Land übersehen konnte. Am Himmel flohen einzelne Wolken — bald kleinere bald größere — sehr schnell vorbey, so daß man oft im Schatten, aber auch bald wieder im Sonnenscheine stand. Lotte sah

den Schatten über die Wiesen laufen, und sprach: „O sieh, Vater! wie der Schatten da hinunter lauft! — Nun ist die Wiese ganz dunkel; nun wieder hell! — o sieh! da kommt schon wieder ein schwarzer Schatten! — Da ist er schon wieder weg! —

Vater. Die meiste Zeit ist doch Sonnenschein auf der Wiese. Nicht wahr Lotte?

Lottchen. O ja; nun ist sie schon lange hell gewesen; aber da kommt schon wieder ein Schatten!

V. Aber auch der verfliegt doch bald?

L. Da ist er schon weg! — Das ist doch sonderbar!

V. Kind, was du da siehst, das wirst du in deinem ganzen künftigen Leben erfahren.

L. Wie so, Vater?

V. Unser Leben, liebe Lotte, gleicht dieser Wiese. Wenn wir recht fromm und brav sind, so geht es uns die meiste Zeit glücklich; da sind wir wie im Sonnenscheine. Aber dieses Glück dauert doch nicht immer. Ehe wir es uns versehen, fährt eine dichte Wolke von Widerwärtigkeit über uns hin, und da stehen wir auf einmal im Schatten, das heißt, wir haben Mißvergnügen. Aber getrost, liebes Kind! — Auch dieses Mißvergnügen dauert nicht lange. Es verfliegt eben so geschwind wieder, als du jenen Schatten verschwinden siehst. Denke daran, wenn du älter wirst, und es wird dir gut seyn, daß ich dir's vorausgesagt habe.

111.

Das Bäumchen.

Ein Vater reiste über das Meer, in ein fernes Land. Ehe er aber von dannen zog, berief er alle seine Kinder zusammen. Er selbst aber trug ein Bäumchen in der Hand, und sie pflanzten das Bäumchen gemeinschaftlich. Da sprach der Vater: „Wenn ihr dieses Bäumchen ansehet, so gedenket eures Vaters in der Ferne! — ehe es dreymal blühet, hoffe ich wieder bey euch zu seyn, so Gott will!“ Also sprach er und zog von dannen! und das Bäumchen blühete schön und lieblich das erste Jahr. Aber als nun der Vater über das Meer fuhr, da erhob sich ein gewaltiger Sturm, und das Schiff scheiterte an den Felsen, und der Vater ward in den Wellen begraben. Da weinten und trauerten die Kinder viele Monden lang, und vor allem, wann das Bäumchen Knospen gewann und blühete, standen sie umher und weinten. Da trat ein kluger Mann, ein Freund des Verstorbenen, zu den Kindern, und sprach: „Sehet, das Bäumchen hat seine Bedeutung verloren, und ist euch zum Schmerz geworden, darum lasset mich es fortnehmen, und anders wohin pflanzen, daß sein Anblick euch nicht ferner betrübe!“ — Da antworteten die Kinder alle einmüthig, und sprachen: „Ach nein, laß uns das Bäumchen! Blühet uns auch nicht Freude auf ihm, sondern Thränen und Schmerz — so sind es ja Thränen der Liebe, und Schmerzen kindlicher Sehnsucht. Ach nein, nimm uns das Bäumchen nicht!“

112.

Das Sonnen-Käferchen.

Eine Kinder-Idylle.

Fritz. Wir haben genug gesammelt, Ludwig! — Komm, laß uns zur Hütte kehren, daß deine Schwester noch vor Abend die Kränze winden kann.

Ludwig. So oft habe ich mich nach den Blumen gebückt, daß ich fast müde bin.

F. Lohnte uns doch jede, wenn wir sie brachen, durch ihren süßen Geruch die Mühe. Aber sieh einmal, mit den Feld-Nelken habe ich ein schönes Würmchen gesammelt. Wie sich's aus den Blättern hervorarbeitet! — Sieh doch, wie fest es sich mit den zarten Beinchen hält, wie schnell es läuft! — Kann ich doch nicht einmal zählen, hat es sechs oder acht Beinchen, so schnell läuft's!

L. Ich sehe nur die rothen Flügel an; wie Trink-Schalen sind sie ausgehöhlt. Aber mein Vater kann die Trink-Schalen so glatt nicht machen. Wie ordentlich sind die schwarzen Fleckchen auf das schöne Rothe gesezt.

F. Jezt dacht' ich: wenn der gute Gott weiter nichts gemacht hätte, als dieses schöne Würmchen, so wäre er gewiß schon künstlicher, als die klugen Hirten, von welchen uns Karl immer erzählt.

L. Und ich habe ihn recht lieb, den guten Gott, weil er dem Würmchen so viele Blumen gibt, wovon es sich nähren und worin es schlafen kann.

F. Jetzt flieg' fort, und blinkt in die Sonne hin. Aber Karl spricht immer: „Gott habe nichts umsonst so schön gemacht: Seine schöne Flügel kann ja das Würmchen nicht sehen? — Nun flog es in's Gebüsch am Ufer, wer weiß, ob es ein Hirte oder Karl wieder siehet! —

L. Dort richtet sich Karl mit dem Hirten eben zwischen den Hagenbutten=Gesträuchen auf. Komm wir wollen den Alten darum fragen; aber wir haben das Würmchen nicht mehr? —

F. Laß es gut seyn, er kennt sie alle, und vielleicht hat er uns durch's Gesträuche gesehen.

Der Hirte. Sie kamen und fragten, und sahen bald in meine Augen bald auf meine Lippen, ob ich etwas zu sagen hätte. „Kinder" — antwortete ich — „die glatten Flügel des Würmchens hat Gott nicht umsonst so schön gemahlt, machten sie doch, daß ihr an Ihn jetzt dachtet, und euch über Ihn freutet; so seyd ihr schon wieder besser worden, denn jeder frohe Gedanke an Gott macht euch besser; seht, nun freuet sich Gott darüber, und spricht: „Ich habe das Würmchen nicht umsonst so schön in die Blumen geschickt, denn zwey Knaben sahen es, und dachten an mich, sie freueten sich über mich, und gewannen mich lieber." —

113.

Das Buch Papier.

Anton. Ich möchte mir gern ein schönes gutes Buch kaufen, Freund Gotthold was rathet ihr mir für eines? —

Gotthold. Ein Buch weißes Papier. —

Anton. Da steht ja nichts darauf und darin? —

G. Wandelt damit in der Welt herum, lieber Junge, gebt auf alles Acht, was euch merkwürdiges vorkommt; das schreibt euch alsdann auf dieß Buch Papier! —

A. Das könnte freylich ein treffliches Buch werden.

G. Erfahrung ist das beste Buch, das tausend andere leicht entbehrlich macht.

A. Aber in der Welt herumwandern, das kann ich nicht!

G. Waret ihr denn nicht immer ein Pilger in der Welt? — und werdet ihr's denn nicht immer seyn, wenn ihr gleich nur in einem Orte bleibt? — Könnt ihr hier nicht auch genug erfahren? —

A. Freylich wohl, und es begegnete mir seit meiner frühern Jugend wohl schon so Manches. —

G. So haltet euch denn auch über dieß ein genaues Verzeichniß! — O wenn ihr z. B. nur die vielen Wohlthaten, und die Wunder seiner Güte und Erbarmung aufschreiben wolltet, die ihr an euch und andern erfahren habt — wenn ihr's aufschreiben wolltet, wie uns Gott so wunderbar geführt, so väterlich versorgt, so mächtig beschützt, und uns in allen Dingen seine mächtige Vorsorge bewiesen hat! —

A. O lieber Gotthold! das Buch Papier reichte nicht aus. —

G. Unaussprechlich und unbeschreiblich ist Gottes Liebe gegen uns!

114.

Die Räuber-Bande.

Der Schüler. Ach! — ich bin unter eine Räuberbande gefallen.

Der Lehrer. Haben sie dir deinen Fleiß, deine Redlichkeit, deine Menschenfreundlichkeit, deine Frömmigkeit, deine Kenntnisse weggenommen?

L. Nein! — aber mein Geld, meine Kleider sind verloren gegangen.

S. So tröste dich! — beydes steht wieder zu gewinnen. Aber hüte dich vor den weit gefährlichern Räuber-Banden, die mit allerley schönen Namen und täuschendem Schmucke prangen, und dir stehlen, was unersetzlich ist, die Tugend! —

115.

Der zufriedene Arme.

B. Guten Tag, Alter! —

A. Gleichfalls. Ich wußte nie von einem schlimmen Tage.

B. Mein Gruß war: gut Glück! — daß es dir wohl gehe! —

A. Ich war nie unglücklich. Es gieng mir nie übel.

B. Dabey erhalte dich Gott; erkläre dich aber deutlicher.

A. Sehr gern. Du wünschest mir einen guten Tag; kann aber wohl ein Tag böse seyn, den Gott schickt? — In Frost und Hitze, in Hunger und

Durst habe ich ihn zu loben, dessen Wille hiemit geschieht. Ist nun der nicht glücklich, der mit Gott übereinstimmt, der von Ihm, was es auch sey, annimmt, und nur von Ihm Alles erwartet. — Du wünschest, daß es mir wohl gehe; es geht mir wohl, da ich mir kein Wollen vorbehalte, als das von Gottes Willen abhängt.

B. Wie aber, wenn dich Gott verwürfe? —

A. Er kann nicht. Ich umfasse Ihn mit den Armen demüthiger Liebe und hohen Glaubens. Durch sie bin ich mit Gott unauflöslich verbunden, wo Er ist, werde ich mit Ihm seyn. Mit Gott lieber in der niedrigsten Tiefe, als ohne Ihn auf dem höchsten Gipfel.

B. Woher bist du? —

A. Ich komme von Gott, lebe in Ihm und gehe wieder zu Gott.

B. Wo wohnt Gott? —

A. In einem reinen Herzen, in einem muntern Willen.

Nachtrag.

1.

Die beyden Söhne.

Ein gewisser Vater hatte zwey Söhne, die er in andere Länder schickte, um sie zu ihrem künftigen Berufe in ihrem Vaterlande bilden zu lassen. Er

gab Jedem einen Gefährten mit, der gleich guten Sinn mit dem Vater hatte. Die Gefährten sollten nicht zwingen, nicht mit Gewalt abhalten, aber warnen vor Gefahr und Uebel; leiten und rathen in jeder bedenklichen Lage, sanft bestrafen, wenn sie sich hätten verführen lassen, zeigen, wie sie vorsichtiger werden, nnd Verführungen entgehen könnten. Sie sollten nicht eigentliche Hofmeister seyn, aber es war doch so eingerichtet: daß ein großer Theil ihrer Zufriedenheit von den Gefährten abhieng, die zugleich nahe mit ihnen verwandt, und mit ihnen aufgewachsen waren. Der Eine, ein eigenwilliger, störrischer Jüngling, ohne Gefühl und Liebe, fragte seinen Gefährten nicht, und hörte ihn nicht. Wenn er gelinde sprach, so lachte er ihn aus: sprach er mit Strenge, so machte er einen Lärm, daß man ihn nicht hören konnte, oder gieng ganz weg. Der Gefährte sagte auch immer weniger, und schwieg zuletzt ganz, weil doch alles nichts half. Aber er schrieb sich alles auf, um es zu seiner Zeit dem Vater vorzulegen, und es ihm zu überlassen, wie er mit dem Sohne verfahren wolle. Der Andere, ein reitzbarer, verführbarer, aber guter, weicher Jüngling, voller Liebe und Wahrheits-Sinn, lebte mit seinem Gefährten, wie ein Freund. Er ließ sich von ihm warnen, und folgte der Warnung, er ließ sich von ihm rathen, und folgte dem Rathe. Ehe er etwas thun wollte, fragte er ihn, ob es wohl auch gut seye; wenn er etwas gethan hatte, ob er recht gethan habe. Und wenn's ihm begegnete, daß er sich einmal verführen ließ, so gestand er's seinem Freunde offen, und hörte seinen Rath, wie er sich

in Zukunft hüten solle. Alle Morgen sprach er mit ihm zuerst, jeden Abend mit ihm zuletzt; beyde freuten sich, wenn sie einmal nach Haus zum Vater kämen, und ihm Rechenschaft gäben von ihrer Reise. — Einmal hatte sich der älteste stark vergangen, und der Gefährte machte ihm ernste, selbst bittere Vorwürfe. Auch empfand der Jüngling selbst die Folgen seines Vergehens. Aber er wollte einmal seinen Gefährten nicht hören; machte ein Geräusch, spielte auf einem Instrumente, und endlich lief er gar fort. „Von nun an sage ich Ihnen nichts mehr! — Machen Sie, was sie wollen" — sagte ihm der Gefährte, als er wieder zurückkam; und der Jüngling freuete sich, daß er den ernsten Hofmeister los war. — Sie kamen zurück von der Reise. — Jetzt ließ der Vater die beyden Söhne vor sich kommen. Er wußte schon alles, was die Gefährten wußten. „Du hast oft gefehlt" — sagte er zu dem Einen — „aber du hast dem Gefährten doch gefolgt, den ich dir mitgab. Du wirst ohne Zweifel vorsichtiger werden. Ich verzeihe dir, denn dein Gefährte hat dir auch verziehen." — Gerührt und dankbar gieng der Jüngling von dem Vater weg. „Auch du hast gefehlt, oft grob gefehlt" — sagte er zu dem andern — „und was das Schlimmste ist, du hast dem Gefährten nicht gefolgt, den ich dir mitgab." — „Er hat mir ja nichts mehr gesagt, und mir selbst erklärt, daß er mir nichts mehr sagen werde, daß ich machen könne, was ich wolle." — „Weil du ihm doch nicht folgtest. Wer gutem Rathe nicht folgt, verdient keinen mehr. Gehe mir aus den Augen! — Ein ungehorsamer Sohn ist kein Sohn." — Trotzig

gieng der Sohn weg: aber der Trotz legte sich bald. Den milden Gefährten sah er nicht mehr. Er ward einem strengen Zuchtmeister übergeben. Die Folgen seines verkehrten Sinnes drückten ihn viele Jahre, und doch konnte er nicht Herr darüber werden. Ob ihm je wieder wohl geworden ist, weiß man nicht; man weiß wohl, daß der Vater, zwar ein fester, aber auch ein sehr guter Mann war.

Ihr errathet ja wohl, wer die zwey Jünglinge, und wer ihre Gefährten sind, und daß die Erzählung keine Fabel, sondern die reine Wahrheit ist.

2.

Der gebesserte Landmann.

Ein Landmann hatte des Sonntags Morgens, ehe er in die Kirche gieng, sein schadhaftes Dach und Geschirr besehen, und nahm sich vor, beydes auszubessern. In der Kirche redete der Prediger von der Besserung, die ein jeder Mensch nöthig hätte, und wie man oft nachsehen müsse, ob man nichts von bösen Gewohnheiten an sich habe, so wie ein guter Wirth oft nach seinem Geräthe sehe, und Acht geben müsse, ob es nicht einer Besserung nöthig habe. Da ward der Landmann gerührt, und als er über sich selbst nachdachte, da fiel ihm unter andern seine zornige Gemüthsart ein. Nach der Predigt gieng er zu dem Prediger, sagte ihm, daß es ihm leid sey, im Zorne oft unrecht gethan und Manchen beleidigt zu haben, und bat ihn um guten Rath, was er zu thun hätte, um von dieser bösen Gewohnheit befreyt zu werden. Da rieth ihm der verständige

Prediger, zu seinen Feinden hinzugehen, und sich mit ihnen zu versöhnen, hernach alle Tage an den heutigen Vorsatz im Gebet zu denken, und wo sich in's Künftige eine Gelegenheit zum Unwillen zeige, gleich wegzugehen und den Anfang zu vermeiden.

Als der Landmann dieß einige Zeit ehrlich gethan hatte, wurde er friedfertig, also viel besser, als er vorhin bey seiner zornigen Gemüthsart gewesen war.

3.

Die beyden Knaben.

Zwey Knaben giengen spazieren, und kamen zu einem Nußbaume. Unter demselben fanden sie eine Nuß in ihrer Schale, die sie theilen wollten. Der Eine öffnete sie, und ließ dem Andern die Wahl, ob er das Innere, oder das Aeußere haben wollte? — „Das Aeußere!“ — rief der Andere, welcher noch niemals eine Nuß gesehen hatte. Er erhielt was er verlangte; fand aber zu seinem großen Mißvergnügen, daß er sich betrogen hatte. Denn die Schale war nicht zu genießen. „Ein andermal will ich klüger seyn“ — sagte der Knabe, und so giengen sie weiter. Sie kamen in einen Garten, und fanden eine reife Aprikose, die ihnen gleichfalls noch nie zu Gesicht kommen war. „Dießmal“ — sagte der Knabe, der sich vorher die Nußschale gewählt hatte — „bekomme ich das Inwendige, und du das Aeußere!“ — „Gut“ — antwortete sein Gefährte, nagte das Fleisch der Aprikose ab, und reichte ihm den harten

Stein. Er wollte ihn essen, fand aber, daß er sich von neuem betrogen habe. — Man sieht hieraus, daß die Erfahrung nur dann nützt, wenn man darüber nachdenkt, und sie mit Verstande gebraucht.

4.

Die vier edeln Schwestern.

Es war Jahrmarkt in einer Stadt; da kaufte eine Mutter für jede ihrer vier Töchter ein schönes feines Strickkörbchen. „Liebe Kinder!“ — sprach sie — „nehmt das Körbchen zur Belohnung für euern Fleiß, doch die beste unter euch soll morgen früh noch ein Geschenk in ihrem Körbchen finden.“ Halb freudig, halb verwirrt nahm jedes Kind sein Körbchen, und küßte dankbar die Hand der vielgeliebten Mutter. „Du erhältst den Preis!“ — rief jede von den Schwestern der andern zu, als sie allein waren. „Nein dir,“ — erwiederte dann eine Jede, dir ist er zugedacht.“ — Nicht wahr, das war ein schöner Streit? Die Nacht brach an, sie legten sich zur Ruhe nieder, doch keine konnte schlafen; — es war bald Mitternacht, als sie endlich ihre Augen schloßen, und kaum dämmerte der Morgen, so waren sie schon wieder wach. Auf Geheiß der Mutter hatte jede der vier Schwestern ihr Körbchen in ein besonderes Zimmer hingestellt. Jede naht am Morgen sich voll Furcht und Hoffnung ihrem Körbchen, und — jede findet einen goldenen Ring darin, und glüht vor Freude, und steckt ihn an den Finger. Doch plötzlich denkt die eine wie die andere an ihre lieben Schwestern. „Sie sind so gut,“ — spricht Jede

bey sich selbst — „sie werden sich betrüben, ich will ihnen das Geschenk verhehlen, und mich bemühen, die Freude zu verbergen." — Jetzt ruft die Mutter ihre Kinder; sie kommen eilig, und freundlich wünschen sie ihr einen guten Morgen. „Nun" — fragt die Mutter — „welche von euch hat den Preis erhalten?" — Die Kinder schwiegen. — Da drückte die Mutter sie liebreich an ihr Herz, und Freudenthränen rollten über ihre Wangen. „Ihr lieben Mädchen!" — spricht sie dann — „ihr habt nicht nöthig, euch einander die Freude zu verhehlen, denn Jede fand den Preis in dem Körbchen, weil Jede ihn verdient. Bleibt immer gut, und fahret fort, euch stets so schwesterlich zu lieben!" —

5.

Die beyden Brüder.

Einst lebten zwey Brüder, die einander sehr ungleich waren. Der ältere brachte den ganzen Tag zu mit Spielen, mit wildem Herumschwärmen, mit nichtswürdigem Zeitvertreibe. Er hörte nicht gern zu, wenn etwas Gutes erzählt wurde; das Lesen kam ihm unangenehm und beschwerlich vor; seine Gedanken richtete er selten auf etwas Nützliches, und fast immer hatte er abgeschmackte Dinge im Kopfe. Der jüngere Bruder las gern in Büchern, hörte aufmerksam zu, wenn ihm etwas erzählt wurde; dachte darüber nach, und machte sich ein Vergnügen daraus, das wieder zu erzählen, was er von seinen Lehrern oder aus Büchern gelernt hatte. Es läßt sich leicht errathen wie es mit dem einen und mit

dem andern geworden seyn müsse. — Als der jüngere zwölf Jahre alt war, konnte er so vernünftig denken und sprechen, daß seine Eltern ihn oft mit in Gesellschaft nahmen; theils um ihm ein Vergnügen zu machen, theils, damit er von andern verständigen und guten Leuten allerley lernen möchte. Denn es gibt Dinge, die man aus Büchern nicht lernen kann, von denen man aber doch nicht eher etwas versteht, als bis man viel in Büchern gelesen hat. — Mit seinem ältern Bruder hingegen, der nunmehr dreyzehn Jahre alt war, gieng es ganz anders. Wenn Erwachsene mit einander sprachen, so verstand er davon nur wenig oder gar nichts, noch viel weniger aber konnte er selbst vernünftig und angenehm sprechen. Seine Eltern hätten ihn gern auch in Gesellschaft erwachsener Leute gebracht, allein er wäre da nichts nütze gewesen, und man würde gesagt haben: „Was soll dieser Knabe hier, mit dem man kein vernünftiges Wort sprechen kann? — Jeder Mensch muß sich zu seines Gleichen halten; und er gehört noch unter die Kinder.“ — Also mußte er zu Hause bleiben. Das kränkte ihn nun nicht wenig, und darum faßte er den guten Vorsatz, von nun an recht aufmerksam, fleißig und sittsam zu werden. Weil er aber an die Unachtsamkeit, an das Nichtsthun und an wildes Herumschwärmen gewöhnt war, so wurde ihm sein löbliches Unternehmen anfangs ziemlich schwer. Er that sich vielen Zwang an, und doch wollte es ihm nirgends so gelingen, wie er wünschte. Sein guter Bruder, dem das sehr nahe gieng, gab sich alle Mühe, ihm behülflich zu seyn; er wieß ihm, wie man es anfan-

gen müsse: er erklärte ihm dieses und jenes, und machte ihm es leicht, wo er wußte und konnte. Ernstliche Bemühungen haben allezeit ihre guten Wirkungen. — Nachdem der ältere Bruder sich einige Zeit munter und unverdrossen bestrebt hatte, vollkommener zu werden, so kam es endlich dahin, daß er darin sein größtes Vergnügen fand. Nichts konnte ihm mehr Freude machen, als wenn er etwas gethan hatte, worüber ihm seine Eltern und Lehrer ihre Zufriedenheit bezeugten; und etwas Neues zu lernen, war ihm viel zu angenehm, als daß er dabey hätte unaufmerksam seyn können. Kurz, er selbst konnte nunmehr nicht begreifen, wie es ihm vorhin möglich gewesen wäre, ein Vergnügen am Nichtsthun und an abgeschmacktem Zeitvertreibe zu finden. Gleichwohl hatte es ihm den Schaden gethan, daß er seinen jüngeren Bruder in manchen Dingen nicht einholen konnte: denn der war allzuweit vor ihm voraus. — Es ist hiemit eben wie mit dem Feldbaue: wenn man zu rechter Zeit säet, so kann man auch zu rechter Zeit erndten, und reichlich erndten. Säet man aber zu spät, so hat man Mißwachs zu erwarten, oder doch weniger und nicht so schöne Früchte, als man sonst bekommen haben würde.

6.

Die Kinder auf dem Gottes-Acker.

Es gieng einmal ein Vater mit seinen Kinder spazieren. Die Hitze des Tages war groß gewesen. Blumen und Kräuter hiengen ihr Haupt. Auch die schönsten waren schon verwelkt. Die Kinder bedauer-

ten die schönen Blümchen. „Nehmet hier ein Exempel, lieben Kinder!“ — sagte der Vater — „an der Vergänglichkeit der Blumen. So ist auch das Leben der Kinder. Eben so vergeht es auch, wie die Blume verblühet. Und ihr seyd so sorglos, so vorwitzig, so unvorsichtig, daß ihr gar nicht an den Tod gedenkt? — Wie wenig schont ihr eurer Gesundheit und eures Lebens! — Ihr erhitzt euch, und trinkt darauf. Ihr springet, klettert, balget, stoßt und rauft euch. Wie bald ist's um euer junges Leben geschehen! — Seht diese Blümchen an. Heute Morgen haben sie noch so schön geblühet, und nun ist alle Schönheit, alles Leben weg. So bald kann auch ein blühender Knabe, ein schönes munteres Mädchen dahin seyn! — Seyd fromm, tugendhaft, mäßig, vorsichtig, fleißig, so seyd ihr auch immer bereit, denn ihr seyd keinen Augenblick vor dem Tode sicher. Denkt an diese Blumen, und vergesset nicht, daß Gott auch oft seine guten Ursachen habe, Kinder frühzeitig sterben zu lassen. Erinnert euch nur, daß vor ein paar Jahren innerhalb zwey Monaten in einer benachbarten Stadt über zweyhundert Kinder an den Masern gestorben sind.“ — Die Kinder waren hiebey sehr aufmerksam, und sahen immer die verwelkten Blümchen an. Unter diesen Gesprächen kamen sie an dem Gottes-Acker vorbey. „Ich dächte,“ — sagte der Vater — „wir giengen einmal hinein, und besuchten die Todten. Es ist Kindern nichts heilsamer, als sich oft ihrer Sterblichkeit zu erinnern. Glaubt es mir, liebste Kinder! — glaubt es eurem Vater, der schon so viele Erfahrungen des menschlichen Lebens gemacht hat

es hat mich in meiner Kindheit und Jugend nichts mehr vom Bösen zurückgehalten, als wenn ich dachte: du könntest in diesem Augenblicke sterben. Wolltest du wohl in und mit einer bösen That sterben? — Es hat mich auch nichts mehr zum Guten, zum Gehorsam gegen meine Eltern und Lehrer, zur Mäßigkeit, zur Vorsichtigkeit, zur Ehrlichkeit und Treue, und zu einer ungeheuchelten Gottesfurcht ermuntert, als wenn ich dachte: Wenn du so stürbest, so würde dich der liebe Gott mit Wohlgefallen zu sich aufnehmen. Du dürftest dich nicht vor ihm fürchten, und hättest ein gutes Gewissen. — Damals lebte in meiner Nachbarschaft ein Knabe von zwölf Jahren. Der ließ sich von andern bösen Buben verführen, mit auf ein benachbartes Dorf in ein Wirthshaus zu gehen. Da wurde gespielt, gesoffen, geflucht, gelärmt. Einige böse Menschen wollten sich das abscheuliche Vergnügen machen, den Knaben zu berauschen, und der unglückliche Junge ließ sich nöthigen, so viel Wein und Brantewein zu trinken, bis ihm endlich die starken Getränke das Herz abstießen, und er todt seinen Eltern in das Haus gebracht wurde. Was der Tod dieses jungen Menschen damals für einen Eindruck in mein Herz machte, Kinder! — das kann ich euch gar nicht beschreiben. Gott! — dachte ich bey mir selbst, das ist doch ganz erschrecklich, so recht in seinen Sünden — so recht durch das Böse selbst, das man thut, zu sterben, oder sich durch's Laster zu tödten! — Es hat mich nichts mehr zur Geduld, zur Gelassenheit, zur Zufriedenheit ermuntert, als die öftere Vorstellung des Todes. Es waren mir einmal ein paar Brü-

derchen gestorben, ein paar allerliebste bildschöne Kinder. Ihr Bild ist mir noch immer vor den Augen. Da dachte ich oft, wenn ich sah, daß sich andere Kinder so schön geputzt hatten, und sich wohl gar was darauf einbildeten: Wie kann doch der Tod aller Schönheit ein Ende machen! — Da dachte ich oft, wenn von meinem Spielzeuge etwas zerbrach, oder wenn nicht alles nach meinem Kopfe gehen wollte: Es ist vergänglich, und wir müssen alles hier lassen, wenn wir sterben. So lernte ich in der Schule des Todes das rechte A. B. C. der Geduld, Demuth und Zufriedenheit. Darin lernte ich, wie ich mein Herz nie zu sehr an eine Sache hängen sollte, die mir lieb war. Hier lernte ich, wie ich meine Begierden mäßigen müßte, daß sie nie zu heftig würden. O Kinder! — das hat mir auf meine ganze Lebenszeit gut gethan. Folget dem Exempel eures Vaters, und denket fleißig an den Tod! — Es wird euch eben so wohlthun, und ihr werdet dadurch erst lernen, wie ihr leben müsset, wenn euch der Tod nicht fürchterlich seyn soll. Kommt, nun laßt uns auf den Kirchhof gehen.

Sie giengen durch das weite Thor desselben, das mit Geräthschaften des Todes, Sarg, Spaten, Hacken, Brettern und Stricken bezeichnet war. Da waren nun viele hundert Gräber, mit und ohne Leichen-Stein. Kein Schritt, wo nicht ein Grabhügel war, und wo nicht Todten-Gebeine ruheten. Hie und da ein Bäumchen. Viele noch frische Gräber, große und kleine. Die meisten schon mit Gras, Blumen und Moos bewachsen. „Wer mag wohl unter diesem Erdhaufen liegen?" fragte der Vater.

—„Wer kann das wissen? — Und wenn der Todte, der hier schläft, ausgegraben würde, und wäre mein Vater gewesen, so würde ich ihn doch nicht kennen; Knochen, Staub, Erde und Asche würden wir finden, — sonst nichts, gar nichts. — O Kinder! — was ist der Mensch im Grabe? — Seht ihr nun wohl, daß man sich auf Ehre, Reichthum, Stand und Würde, auf die Vorzüge seiner Geburt nichts einbilden darf? Hier sind alle Stände gleich; der Fürst soviel als der Bettler. Wenn hier auch ein König begraben läge, wer würde ihn herausfinden können? — Ach! — was ist der Mensch im Grabe?“ — Indem kamen sie an das Beinhaus, worin die ausgegrabenen Knochen und Hirnschädel aufbewahrt werden. Das mußten denn die Kinder alles recht eigentlich besehen. „Seht einmal“ — sprach der Vater — „diesen Kopf hier! — Das mag wohl ein vornehmer, reicher und gelehrter Mann — dieser Kopf aber ein armer geringer Mensch gewesen seyn?“ — Die Kinder sahen einander an, und sagten: „Da ist kein Unterschied.“ — „Und hier seht ihr alle“ — erwiederte der Vater — „euer künftiges Bild. Was diese sind, müssen wir alle über kurz und lang werden. Und wer weiß, wie bald? — Das lehre euch, Gott fürchten, demüthig seyn, und Gutes thun.“ — „Ach! — was steht denn da?“ — riefen die Kinder, da sie an einen Bogen an der Mauer kamen. — „Das sind ja Särge, wie sie aufgeplatzt sind! — Aber das ist doch erschrecklich, die Todten nicht zu begraben! — Was steht denn da an der Tafel! — „Dieß sind zwey Brüder, die sich vor fünfzig Jahren beym

Spiel veruneinigt, und sich beyde im Zorn einander selbst erstochen haben. — Der jungen Nachwelt zur Warnung hier unbegraben." — Die Kinder kehrten ihr Gesicht weg, und — „Da seht ihr" — sprach der Vater — „wozu die Leidenschaften, Spielsucht, Zorn, Wuth und Rache, den Menschen bringen können. Da verwandeln sich ein paar Brüder gegen einander in grausame Tiger, vielleicht um einiger Groschen willen, und ruhen nicht eher, bis sie sich ermordet haben. Wolltet ihr auch wohl so unter einander werden? — Andern zum Abscheu und zur Warnung stehen sie hier unbegraben." — „O Vater!" — riefen die Kinder — „lassen Sie uns hier weggehen, den Anblick können wir nicht länger ausstehen." —

Sie giengen nun von einem Grabe, von einem Leichen-Stein zum andern. Die Kinder suchten immer die kleinen Gräber. Denn darin lagen die Gebeine der Kinder. „Hier" — sprach der Vater — „mag schon manches gute und böse Kind vermodert — schon manche Vater- und Mutter-Thräne geweint seyn!" — „O hier!" — rief Karl — „was ich hier gefunden habe! — Kommet doch alle her! Das ist werth, daß wir's alle lesen, was an diesem Leichen-Steine steht." — Da lief alles nach dem Leichen-Steine. Es war eine kleine niedliche Pyramide. In dem einen Felde stand der Name:

„Emilia Karolina von Edenfeld, alt 12 Jahre."

Im zweyten Felde war eine verwelkende Pflanze abgebildet, mit der Ueberschrift: „Wie eine Blume des Grases." — Im dritten Felde sah man eine aufgehende Sonne mit der Inschrift aus dem Buche der

Weisheit (Kap. 8. v. 19. 20.) „Ich war ein Kind guter Art, und habe bekommen eine feine Seele. Da ich aber wohl erzogen war, wuchs ich zu einem unbefleckten Leibe." — „Das klingt anders" — sagten die Kinder — „als dahinten an der Tafel." — „O du gutes Kind! — wer du auch gewesen bist," — sprach Emilie — „ich freue mich, daß du meinen Namen geführt hast. Du bist schon einige zwanzig Jahre älter in deinem Grabe, als ich gelebt habe, und ich muß dir noch gut seyn. Ruhe wohl, gutes Kind! — der liebe Gott bewahre deine Gebeine!" — Ein paar Thränen fielen auf's Grab, und die Kinder sammelten Blumen von dieser Stätte, die sie zum Andenken dieses guten Kindes aufbewahren wollten. „Was denkt ihr? — Was empfindet ihr, liebe Kinder!" — sprach der Vater — „bey dieser Grabschrift? — Gewiß haben die Eltern dieses liebe Kind nicht gerne verloren, und zu seiner Ehre diese Inschrift setzen lassen. O ein Kind guter Art! — Ein Kind mit einer feinen Seele! — das konnte gewiß keine andern als recht gute, feine, tugendhafte und fromme Gesinnungen haben. Nothwendig mußte es das Herz gehabt haben, das Christus so gerne haben will, wenn er sagt: „Wir sollen Gottes Wort bewahren in einem feinen guten Herzen, und Früchte bringen in Geduld." — O! — das gute Kind hatte sie schon getragen diese Früchte, und hatte sich gut erziehen lassen. Daher war es schön aufgewachsen zu einem unbefleckten Leibe, oder zu einem tugendhaften und unbefleckten Leben, und seine Eltern hatten schon viel Freude an ihm gesehen. — Welche Ehre! Welcher Nachruhm auch nach dem Tode!

— Welches Muster der Nachfolge noch für alle Kinder! — Welche Freude der Eltern, ein solches Kind gehabt zu haben, und zugleich, welcher Trost für sie bey seinem Tode, ein solches Kind in Gottes Händen zu sehen! — O lieben Kinder! — die ihr noch lebt, denkt fleißig an dieses gute Kind; so werdet ihr auch die feine Seele bekommen, euch wohl erziehen lassen, und zu einem unbefleckten Leben aufwachsen. Eure guten Eltern, wie ihr selbst wißt, wollen euch gerne wohl erziehen. Was ist nun besser, durch die Tugend, und durch einen guten Nachruhm, noch nach dem Tode zu leben, wie dieß gute Kind, oder wie jene bösen Brüder verabscheut zu werden?" — Die Kinder waren so gerührt, daß sie nicht gleich von der Pyramide wegkommen konnten. „Dich werden wir" — sprach Karl und Emilie — „gewiß alle Wochen einmal besuchen. Ich will dein Grabmal in mein Zeichenbuch mahlen" — setzte diese hinzu. — „Lebe wohl, du Kind guter Art! — Gott erfreue deine feine Seele!" — Sie giengen hierauf nach Hause. Unterwegs aber sagten sie: „Emiliens Grab wäre ihnen noch immer vor Augen." — „O es bleibe das Andenken dieses guten Kindes" — sprach der Vater — „auch stets in eurem Herzen. Denkt an Emiliens Grab, wenn ihr euch Kinderfreuden macht; wenn ihr spielt, tanzt, springet und lustig seyd. Was sagt euer lieber Gellert, der auch noch durch seine Tugend lebt, wenn er gleich todt ist:

Kann deine Lust sein (des Todes) Bild vertragen
So ist sie gut und unschuldsvoll.

Denkt an Emiliens Grab, wenn euch eure lieben Eltern warnen, und zum Guten ermahnen. Folget ihrem Beyspiele, und beweiset euch auch als Kinder guter Art, daß eure Seelen immer feiner, immer besser gesinnt werden! O! — Emilie lebet noch. Auch für euch lebt es noch das gute Kind. Sie ist als eure unsichtbare Freundin, durch ihr gutes Beyspiel, immer bey euch. Sie begleitet euch, wenn ihr aufstehet, wenn ihr in die Schule gehet, wenn ihr spielet, wenn ihr euch freuet, wenn ihr euch zu Bette legt — auch wenn ihr krank und traurig seyd. Ach! — sie begleite euch in eurem ganzen Leben, bis ihr sterbet. Und so oft ihr das Grab dieses guten Kindes wieder besuchet, so gehet mit dem Vorsatze zurück:

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.

„Und nun, meine lieben Kinder, noch ein Wort. Ich habe in der Welt nichts liebers, als euch, meine Kinder! — Das wisset ihr. Ihr seyd mein Reichthum, meine Ehre, meine Freude. Gott weiß es, wie herzlich ich euer Leben wünsche; wie sehr ich mich freuen würde, euch zu einem unbefleckten Leben, und zu guten Menschen groß zu ziehen. Sollte es aber Gott gefallen, eins von euch in diesen frühen Jahren mir abzufordern, so gebe Gott, daß ich mich eben dadurch über seinen Tod trösten möchte, daß ich ihm Emiliens Grabschrift setzen könnte:

„Es war ein Kind guter Art, und hatte bekommen eine feine Seele.“

7.

Die Lerche.

Simon, ein siebzigjähriger Landmann, war in steter Gottesfurcht und Arbeitsamkeit alt geworden. Seine silberweisen Haare waren eine rechte Ehrenkrone für ihn; denn er hatte sie gefunden auf dem Wege der Gerechtigkeit, und er war deßhalb um seiner Klugheit und vieler Erfahrungen wegen überall geliebt uud geehrt, und von Jung und Alt mit Recht Vater Simon genannt. — An einem heitern Frühlings-Morgen, da die Blumen und Pflänzlein des Feldes schon blühten, und das freundliche Lied der Lerche die Freuden des Lenzes verkündigte, pflügte Simon für die kommende Sommer-Saat seinen Acker, und er war noch so munter, wie mancher in den Jahren der Jugend nicht ist, und dabey freundlich, wie die neubelebte Natur um ihn her. Neben ihm wandelte Stephan, ein junger und redlicher Mann, welcher vor Kurzem die Wirthschaft des Hauses übernommen hatte, denn es waren ihm seine Eltern gestorben. — „Vater Simon!“ — so sprach er: — „mein Herz hat dich allezeit verehrt, denn du verstehst zu rathen, und klugen Bescheid von mancherley Dingen zu geben; auch hast du viele Jahre hindurch die Mühe des Lebens erfahren und gewirthschaftet im Segen, denn Gottes Hand war sichtbar mit dir! — Siehe, ich bin noch jung, und des weisen Rathes der Alten bedürftig, wohlan denn, so sage mir, was soll ich thun, damit mein Leben ähnlich dem Deinigen werde, und daß Gottes

Segen auch in meinem Hause einkehren möge. — Da zeigte ihm Vater Simon hinauf gegen den Himmel und sprach: „Du lieber Sohn meines seligen Nachbars! siehst du dort in hoher Luft schweben die muntere Lerche? sie lehrt dich, was du von mir begehrest. — Sieh, in dem Acker sucht sie ihre Nahrung, und sie lebet und webet zwischen den Furchen der Erde, aber sie schwingt sich auch singend zum Himmel empor, und jubelt ihr Lied, und läßt sich dann wieder zur Erde herab. — Also, mein Stephan, ist auch jeglichem Menschen, er mag Bürger seyn oder Bauer, auf und zwischen der Erde sein Tagewerk beschieden, jedem auf seine, und jedem auf andere Weise. Da soll dann auch der Mensch treulich die Hand an sein Werk legen, und sich nicht verdrießen lassen die Mühe; denn es stehet geschrieben: „Du sollst dein Brod im Schweiße deines Angesichtes verdienen." Aber von der Erde soll er sein Herz zu dem Himmel erheben, und beten mit Andacht; denn die Kraft und der Seegen kommen von oben herab, und dann — mag er wieder gestärkt schalten und walten. Unter Arbeit und Gebet wird auch dein Leben schön und im Segen dahin fließen, denn — es bleibt ewig wahr, was das Sprichwort sagt:

„Arbeit mit Gebet verbinden,
„Macht uns Gottes Seegen finden."

Vater Simon griff nun wieder an seinen Pflug. Stephan aber dankte ihm mit gerührter Seele für die lehrreichen Worte, und bewahrte sie sorgfältig in seinem Herzen.

8.

Der abgerissene Zweig.

Helldorf, ein frommer Land-Edelmann, stand an einem heitern Frühlings-Morgen in seinem Garten, das Gras und die Blumen des Feldes war en wieder erstanden; schon summte die muntere Biene mit einsigem Fleiße umher, die süße Beute zu holen, uno die Vögel des Himmels sangen ihr freundliches Lied. — Helldorfs Gemüth war heiter und froh, wie die neue Gestalt der Erde, denn er gedachte mit dankbarem Herzen des reichen Segens, welchen ihm auch seine Fluren versprachen. — Da kam auf einmal Peter, sein Söhnlein, eilig daher gesprungen, und sagte: „lieber Vater! komme nur einmal zu jenem Birnbäumchen dort! komm nur und sieh!" Der Vater folgte dem Rufe des Knaben, und gieng mit ihm hin zu dem Birnbäumchen. „Sieh doch, mein Vater" — sprach jetzt der Knabe — „wie das Bäumchen voll bunter Blüthen rund um so schön und so weiß ist; und dieser Zweig da ist ganz dürr und schwarz, und es hängt auch nicht ein einziges Blüthenknösplein daran! woher mag denn dieses wohl kommen?" — Der Vater betrachtete das Zweiglein geuauer, und sprach dann zum Knaben: „Siehst du denn nicht, liebes Kind! daß der Zweig los ist von seinem Stamme, und nur noch mit der äußersten Rinde daran hängt? Sieh, darum ist er so schwarz und erstorben, denn jeglicher Zweig, der von seinem Stamme gebrennt wird, ist todt, und lebendig ist er nur so lang, als er mit seinem Stam-

me vereint bleibt. — Also, mein Sohn, verhält es sich auch mit dem Menschen. Seine Seele ist nur dann wahrhaft lebendig, wenn er glaubet an Gott, und durch den Glauben an ihn, also mit dem rechten Stamme und der Wurzel innigst vereint ist. Scheidet der Mensch sich von Gott, so erstirbt seine Seele, denn Gott ist das Leben des Geistes, gleichwie der Geist das Leben des Leibes ist. Nun, liebes Kind, begreifest du jetzt, warum dieses einzige Zweiglein nicht blühet?" — „Ach ja! liebster Vater," — antwortete der Knabe — denn ein todter Zweig kann ja nimmermehr blühen." — „Ja wohl, mein Sohn" — erwiederte jetzt der Vater — „und so wenig der todte Zweig zu grünen und zu blühen im Stande ist, so wenig kann ein Mensch hoffen und beten, der da geschieden von Gott ist; denn was die Blüthe an dem lebendigen Zweige, das ist in der glaubigen Seele das vertrauensvolle Gebet. Wie sollte auch ein Mensch, der von Gott los ist, zu leben vermögen? Denn da sein Herz nicht von Gott, sondern von der Erde und ihrer Lust voll ist, so vermag es auch nicht, sich aufwärts gen Himmel zu schwingen, sondern es neiget sich hin, wo sein Schatz ist, und sinket hernieder zur Erde, wie dieser losgerissene Zweig dürr und kraftlos herabhängt." — Jetzt schwieg der Vater, und der Knabe sah ihn an mit bewegtem Gemüthe und sprach: „Wohl habe ich deine Lehren verstanden, mein Vater, und begreife es nun, daß der abgerissene Zweig auch keine Früchte zu tragen vermag." — „Wie könnte er auch" — antwortete der Vater, — „ohne die Blüthe, eine einzige Frucht brin-

gen? Und eben so wenig, mein Sohn, kann ein Mensch, der da weggewendet von Gott ohne Glauben und Gebet wandelt, edle Thaten vollbringen, die da für die Ewigkeit gelten; denn was die Frucht an dem lebendigen Zweige ist, das sind in der glaubigen Seele fromme, Gott wohlgefällige Thaten. — Sieh also, mein Sohn, gleichwie dir der todte abgerissene Zweig ein Bild ist des bösen, von Gott geschiedenen Sinnes, so sey dir das blühende Bäumchen ein Bild des frommen glaubigen Menschen. — Fest mit seinem Stamme und der Wurzel verbunden, erhebet das Bäumchen sein Haupt zu dem Himmel, und bringet hervor die schöne köstliche Blüthe, und die köstliche Blüthe gestaltet sich bald zur edelsten Frucht. — Also ist auch der glaubige Mensch mit seinem Gott, als dem Stamme und der Wurzel innigst, verbunden, und er stehet da, fest und gewaltig, und erhebt sein Herz und Antlitz froh und freudig zum Himmel, und vollbringet in Treue Gott wohlgefällige Thaten, denn es erzeugen lebendiges Glauben und Hoffen die Werke der heiligen Liebe."

Peter nahm alle diese Worte des Vaters zu Herzen, und so oft er hernach das Birnbäumchen ansah, dachte er in seinem Gemüthe: „Wäre ich, o Bäumchen, dir gleich!"

9.

Das Adler-Nest.

Ein Jäger durchstreifte mit seinem Knaben manchmal ein nahes Felsen-Gebirge. Hier befand sich in einer weiten Kluft das Nest eines Adlers. Der

Knabe bat seinen Vater, er möchte ihm erlauben, das Nest in der Nähe zu betrachten. „Nicht doch, mein Sohn!“ — sprach der Vater — „die Befriedigung deiner Neugierde würde dir übel bekommen, denn der Adler bewahret sein Ey mit gar zärtlicher Sorgfalt, und wehe dem, der es wagen wollte, sich demselben zu nahen, oder das Ey zu verletzen!“ Nach einiger Zeit aber fanden sie das Nest leer, und der Vater trat mit dem Knaben hinzu, und dieser betrachtete es nun von allen Seiten. Es war gebauet aus künstlich geflechteten Stäben und Ruthen, und durch Schilf und mancherley Zweige wie mit Bindfaden zusammengefüget. In der Mitte des Nestes aber lag die zerbrochene Schale eines Adler-Eyes. — „Aber sieh nur, mein Vater!“ — sprach jetzt der Knabe, — „das Ey liegt ja zerbrochen im Neste, verdient denn wohl ein zerbrochenes Ding so zärtliche Sorgfalt?“ — Und darauf antwortete der Vater: „Der Adler, mein Kind, schützt und bewahret das zarte Ey, nicht um des Eyes, sondern um des Adlers wegen, den das Ey einschließt. Einmal öffnet sich die Hülle und der Adler gehet hervor, steiget auf zur Sonne, und kümmert sich nicht mehr der Hülle. Und hierin ist eine wichtige Lehre enthalten. Mit gleicher Sorgfalt soll auch der Mensch seinen Leib schützen und bewahren vor jeglichem Schaden, denn er ist die Hülle des Geistes, und es kann dieser Hülle kein Leid widerfahren, ohne daß auch mitleide der edle Bewohner, der in ihr lebet und wirket. Daher sind wir es dem Leibe schuldig, um des Geistes willen seiner in vernünftiger Liebe zu pflegen, und ihn zu bewahren vor

Unheil, bis die Stunde schlagen wird, da die Hülle zusammen fällt. Jetzt schwingt sich der Geist zur lebendigen Geistes-Sonne, von welcher er ausgieng, empor, um sie ewig zu schauen, und läßt die Hülle dem Staube zurück, von dem sie genommen ward."

10.

Das Licht der Nacht.

Berthold, ein edelmüthiger Jüngling, hatte zwar nicht reiche, aber gottesfürchtige Eltern, von denen er in frommer Einfalt erzogen ward, und er hieng mit inniger Liebe seines Herzens an ihnen. Ach! und nun starben ihm, an einem bösartigen Fieber, beyde in Einer Stunde. Da ward die Seele des Jünglings innigst betrübt und voll Schmerz. Ach mein Vater! Ach meine Mutter! schrie er nur immer, und niemand war, der ihn zu trösten vermochte. Da gieng er eines Abends hinaus in das freye Feld, ob da die Ruhe nicht wiederkehren möchte in seinem gepreßten Gemüthe. — Er wandelte einen langen Weg, schweigend und in düsterer Wehmuth versenkt, dahin; und fand am Ende eines Wäldchens eine ländliche Hütte — von einem Garten umgeben. Ein freundlicher Greis mit silberweießn Haaren kam ihm entgegen. Berthold erschrack, als er seiner gewahr wurde. Der alte Mann aber sprach voll Güte zu ihm: „Holder Jüngling! woher noch so spät? und warum so betrübt, denn deine Augen sind ja voll Thränen?" Der Jüugling erzählte ihm nun die Ursache seines Schmerzens, und darauf versetzte der

ehrwürdige Alte: „Gerecht sind deine Thränen, mein Sohn, und ich bemitleide dich, doch vertrau' nur auf Gott, Er wird dir Vater und Mutter seyn." — „Auf Gott vertrauen! Ach, mein Verlust ist unersetzlich, und ich sehe nichts vor mir, als Elend und Jammer!" So seufzte der Jüngling und ein Strom von Zähren stürzte ihm aus den Augen. „Laß mich" — fuhr er fort — „lieber Mann! wieder zurückkehren, und den Schmerz ausweinen am Grabe meiner Geliebten, denn dieser allein mag nur die gedrängte Seele wieder erleichtern." — Der Greis aber ergriff seine Hand voll Liebe und sprach: „Nicht also, mein Lieber, sondern vielmehr komme herein in meine Hütte, ruhe aus, und was meine Armuth zu geben vermag, das steht dir bereitet zum Abendessen; denn sieh, die Nacht bricht an, du könntest dich im Walde verirren, und auf schreckliche Abwege gerathen." — „Nicht doch," erwiederte Berthold — „denn die Sterne funkeln am Himmel, und bald wird auch heraufsteigen der freundliche Mond. Sie werden mir leuchten in dunkler Nacht, daß ich des Weges nicht verfehle." — „Wohl, mein Sohn!" sprach jetzt der Greis mit feyerlichem Ernste — „du kannst also dem Monde und den Sternen vertrauen, daß sie dir leuchten in dunkler Nacht, und dich deines Weges sicher geleiten! Und dem, der den Mond auf- und untergehen heißt, und die Sterne, wie Lämmer, am Himmel weidet, Dem kannst du nicht vertrauen? Hat Er denn nicht Hülfe für jegliche Noth, und Licht für jegliche Nacht?" — Diese Worte giengen dem Jünglinge durch die Seele, und er fiel dem weisen Mann gerührt um den Hals, und sprach: „Mann Gottes! verzeih

mir. Mit Scham erkenne und bereue ich jetzt meine Kleinglaubigkeit. Ja, ich will von nun an Gott vertrauen, er wird mich nicht verlassen!" — „Wahrlich, Er wird dich nicht verlassen" — fuhr der Greis fort — denn Er ist ja vornehmlich der Waisen Gott und der Verlassenen Vater." — Und nun ward der Jüngling hineingeführt in die Hütte, und der liebreiche Mann gab ihm von den Früchten seines Gartens zu essen, und labende Milch zu trinken, und hörte nicht auf, seine betrübte Seele zu erheitern durch göttliche Worte. — Des andern Morgens aber dankte ihm Berthold mit Thränen in den Augen für seine Liebe, und gieng getröstet von dannen.

11.

Das Vergißmeinnicht.

Katharina wurde von ihrer Mutter sehr geliebt, denn sie war ihr in allen Stücken gehorsam, und suchte ihr eine Freude zu machen, wie und so oft sie nur konnte. Da saßen Beyde eines Abends neben einander auf einem Hügel, der sich hinter ihrem Hause erhob. Am Fuße des Hügels floß ein klares Bächlein vorüber, dessen Rand links und rechts mit den schönsten Blumen geschmückt war. Das Mädchen hüpfte hinab zu dem Bächlein, sammelte einen Straus Vergißmeinnicht, lief damit eilig zur Mutter zurück, fiel ihr um den Hals und sprach mit zarter Empfindung: „Vergiß mein nicht, liebste beste Mutter, vergiß mein nicht!" — „Wie könnte ich deiner vergeßen!" — sprach die gerührte Mutter — „denn ich liebe dich ja von Herzen, und

werde dich immerhin lieben, wenn du gut und gehorsam bleibst, wie bisher." — „Dieß will ich, liebe Mutter, ja dieß will ich mein Lebenlang" — sprach Katharina, und küßte der Mutter die Hand. — „Wenn dich nun" — sprach über eine Weile die sinnreiche Mutter — „diese Blümlein so natürlich an die Bitte erinnern, daß ich deiner nicht vergessen soll: um wie viel mehr, meine Tochter, sollten sie dich erinnern, des besten Vaters im Himmel nicht zu vergessen, welcher die Blumen des Feldes so lieblich bekleidet! Und nicht nur diese Blümchen, liebes Kind, sondern was du erblickest; hier das schöne Wiesenthal, und die Bienen, die da emsig herumschwärmen, um Honig zu sammeln; dort das fruchtbare Saatfeld mit seinen vollen Aehren, und die bunten Schmetterlinge, die darauf herumflattern, Alles, das Größte wie das Kleinste, Alles hat der liebe Gott so schön gemacht zum Nutzen und der Freude des Menschen, und auf jedem Werke der Schöpfung steht es gleichsam von Gottes Finger geschrieben: „O Mensch, vergiß mein nicht!" — O des lieben, guten Gottes!" sprach Katharina mit bewegtem Gemüthe. „Nicht nur aber die Geschöpfe in der Natur, liebe Tochter" — fuhr die Mutter fort — „sondern auch alle Schicksale, die wir erfahren, sind ein Werk Gottes, auf daß wir Seiner gedenken. Alle Leiden und Freuden sind „Ein Vergißmeinnicht aus der Hand des himmlischen Vaters." Denn Er schicket uns beyde, damit wir uns Seiner erinnern, und nimmer ablassen sollen, seine treuen Kinder zu seyn, gleichwie Er unser treuer Vater ist. — Mögest du, liebes Kind, bey allem, was du in

Zukunft schönes erblickest, und bey allem, was dir begegnet, Auge und Herz gen Himmel erheben, und des lieben Gottes nimmermehr vergessen, sondern stets vor seinem Auge wandeln!“ — „Ja, liebste Mutter!“ — sprach Katharina mit gerührter Seele — „nie will ich des lieben Gottes vergessen, und stets vor seinem Auge wandeln. Nicht wahr, Mutter, dann wird der liebe Gott auch meiner nicht vergessen, und es mir wohl gehen lassen?“ — „Thu das Erste beständig,“ — versetzte die Mutter — „so kannst du das Zweyte sicherlich hoffen, und so oft du wieder ein Vergißmeinnicht pflückest, denke in deinem Gemüthe:

In diesem Blümlein — zart und fein,
In jedem Werke — groß und klein,
In Freud und Leid, in Wohl und Weh;
Wo ich geh', und wo ich steh',
Lebt mein Gott, der zu mir spricht:
Liebes Kind, vergiß mein nicht!“

12.

Der fromme Bischof.

Ein heidnischer König ließ einen frommen Bischof vor sich führen und verlangte, daß er seinen Glauben verläugnen, und den Götzen opfern sollte. Der Bischof aber sprach: „Mein Herr und König, das thue ich nicht. — Da ward der König sehr entrüstet und sprach: Weißt du nicht, daß dein Leben in meiner Gewalt stehet, und ich dich tödten kann? Ein Wink, und es geschieht.“ „Das weiß ich,“ — antwortete der Bischof — „aber gestatte mir zuvor, daß ich dir ein Gleichniß vorlege, und eine Frage zur Entschei-

dung. Gesetzt, einer deiner treuesten Diener fiele in die Gewalt der Feinde, und sie suchten ihn zur Untreue gegen dich zu bewegen, damit er ein Verräther an dir würde. Aber als dein Diener unverrückt beharrete in seiner Treue, nahmen ihn die Feinde, zogen ihm alle seine Kleider aus, und jagten ihn nackend mit Spott von dannen. — Sage mir, mein König, wirst du, wenn er also zu dir kommt, ihm nicht von deinen besten Kleidern geben, und ihm die Schande mit Ehren vergelten?" — Da antwortete der König und sprach: „Nun wohl! aber was soll dieses, und wo ist solches geschehen?" — Da sprach der fromme Bischof: „Siehe, du kannst mich auch entkleiden von diesem irdischen Gewande, — aber ich habe einen Herrn, der wird mich neu bekleiden — Sollte ich denn des Kleides achten, und die Treue dafür hingeben?" — Da sprach der heidnische König: „Gehe, ich schenke dir dein Leben."

13.

Der Hügel und der Berg.

Ein Hügel, bewachsen mit Moos und grünen Kräutern, stand neben einem kahlen dürren Berge, und wenn er den dürren Berg ansah, so wurde er recht hochmüthig, am meisten dann, wenn auf ihm die Thau-Perlen am frischen Morgen wie lauter Diamanten und Juwelen blitzten, sobald die Sonnenstrahlen darauf schienen. „Ach!" — rief er — „wie prachtvoll ist doch mein Kleid! Wie strahlen und leuchten, dem herrlichsten Edelstein gleich, meine Thauperlen! Wie freuet sich meiner der Hirt und die Heerde! Du kahler dürrer Berg, wie mußt du dich neben mir

schämen! Wie bist du so unfruchtbar! Ein Lamm müßte ja auf dir verhungern!“ — Der Berg blieb ruhig, und erwiederte nichts, aber ein Bergmann, der die eiteln Reden gehört hatte, sagte: „Du thörichter eingebildeter Hügel, denkst du, daß Kleider Leute machen, wie viele alberne Menschen denken? ich habe euch beyde durchgegraben, und in dir habe Ich nichts gefunden, was der Rede werth wäre — todtes Gestein, todte Erde! Aber der Berg, den du verachtest, ist voll des feinsten Goldes und Silbers! Wisse, mein Freund, daß zwar vor der gaffenden Welt die Aussen-Seite gilt, aber nur das Innere, worauf der durchdringende Blick des Kenners sieht, gibt den wahren Werth.“

14.

Der Bienen-Stich.

Wilhelm hatte öfter Umgang gepflogen mit einem bösen Mitschüler. Die besorgten Eltern hatten ihm dieses mehreremal verwiesen, aber vergebens. Jetzt verbot ihm der weise Vater die verderbliche Gesellschaft mit der ernstlichen Drohung, ihn empfindlich zu strafen, wofern er sich noch einmal bey dem bösen Knaben blicken lasse. Da ward Wilhelm unwillig in seinem Herzen, und entfernte sich mit widerspenstigem Sinne vom Vater, denn jener nichtswürdige Geselle hatte die Liebe des unschuldigen Knaben schon zu sehr gewonnen. — Da war desselben Abends Wilhelm nicht ferne von dem Vater im Garten, stand am Bienenhause, und belauschte die

geschäftigen Thierchen an der Oeffnung des Stockes, welchen ihm der Vater an seinem letzten Namenstage geschenkt hatte. Er ward einer Ameise gewahr, die so eben mit Beute beladen, aus dem Stocke hervorbrach. Eilig hob Wilhelm ein Stäbchen vom Boden. „Wart, du diebische Bienen-Feindin, nimmermehr sollst du durch deine Räubereyen meine Bienen beunruhigen!" so sprach er und tödtete die Ameise. — Da fuhr eine Biene, durch seinen Hauch geweckt, auf ihn zu, und stach ihn in's Ohr! „Ach! ach!" schrie er, und eilte zum Vater, welcher ihm mit liebreicher Hand den Stachel aus dem wunden Ohre herausnahm. „Undankbares Thierchen," — sprach Wilhelm erzürnt — „ich that dir wohl, und dafür thust dn mir wehe, ich meynte es so gut mit dir, und du vergaltst mir die Wohlthat mit einer schmerzhaften Wunde!" — „Wilhelm!" — erwiederte darauf der weise Vater — „warst du nicht heute eben so undankbar, als die Biene? Meynte ich es weniger gut, da ich dir verbot, mit einem Nichtswürdigen umzugehen? Denn böse Gesellschaft ist die Feindin der Jugend, die da unvermerkt die Unschuld in ihrem Herzen ertödtet. Sieh, die Eltern verstehen es besser, als ihre Kinder, was euch nützet und schadet, und wann sie euch etwas untersagen, das euch lieb und angenehm ist, so thun sie euch wohl, und dennoch verursachet ihr ihnen gar oft durch Ungehorsam schmerzliche Betrübniß." — Wilhelms Herz ward durch diese Rede des Vaters getroffen, und er versprach es ihm heilig, ihn nie wieder durch Widerspenstigkeit zu betrüben.

15.

Die aufgehende Sonne.

Ein weiser Lehrer wandelte an einem schönen Frühlings-Morgen hinaus auf das Feld. Seine zwey Söhne folgten ihm nach. Es gieng eben die Sonne auf. Die Gipfel der Berge glänzten im Morgenroth, ein lieblicher Schimmer verbreitete sich über das ganze Thal hin, und die Vögel stimmten ihr munteres Lied an, den jungen Tag zu begrüßen. Da erhob der Vater sein Haupt andächtig gegen den Himmel und sprach mit bewegtem Gemüthe: „Seht, meine Söhne, dort steigt sie herauf, die herrliche Sonne! Licht, Wärme und Leben strömet in ewiger Fülle aus ihr, auf daß die Blumen uud Früchte der Erde gedeihen, und das Herz der Menschen sich freue, denn sie wandelt einher, Freude und Segen verbreitend. — Die Sonne, lieben Kinder, sey uns ein Bild unsers irdischen Wandels! Was sie der Welt ist, das soll jeder Mensch seyn an der Stelle, dahin Gottes Hand ihn gesetzt hat. — Erfreuen und segnen, wie Gott, und im Namen Gottes — das ist der Sonne himmlisches Tagewerk. Und Wohlthun und Seegen verbreiten, wie der Vater im Himmel, und im Namen des himmlischen Vaters — dieß ist auch der hohe Beruf des Menschen auf Erden. — Die Sonne sendet den wohlthätigen Strahl über Gute und Böse, über die Hütte des Bettlers, wie über des Königs Pallast, und sie spiegelt sich im Thautröpflein nicht minder, als in dem unermeßlichen Weltmeere. — Also sey auch das Herz des

Menschen beschaffen. Er soll Gutes erweisen den Freunden und Feinden, soll ehren und lieben die Kleinen und Armen, nicht minder als die Großen und Reichen: denn wir sind alle Kinder des nehmlichen Vaters im Himmel. Die Sonne endlich vollbringt ihr Tagewerk, vom Aufgange bis zum Niedergang, ohne jemals müde oder überdrüßig zu werden, denn sie betritt ihre Laufbahn mit freudigem Antlitz. — Und also verhalte es sich auch mit der Liebe des Menschen. Er verbittere niemals die Wohlthat durch harte Worte, welche der Seele des Leidenden wehe thun, sondern er wirke das Gute ohne Verdruß und mit freudigem Antlitz: denn Gott liebt den fröhlichen Geber vor allen."

Nachdem der weise Lehrer also geredet hatte, sahe er die Knaben freundlich an und schwieg. Die Söhne aber sprachen einstimmmig: „Vater! wir wollen deiner Lehre gedenken, und liebreich wandeln auf Erden, gleichwie die Sonne wandelt am Himmel."

16.

Das menschliche Leben.

Der edle Pfarrherr von Blumbach saß an einem Sonntage, nach geendeter Abend-Predigt, unter der großen Linde neben dem Pfarrhause. Die Jünglinge und Mädchen des Dorfes hatten sich um ihn herum zur Feyertags-Schule versammelt, und hiengen alle mit gespannter Aufmerksamkeit an dem Munde des ehrwürdigen Pfarrers, denn er lehrte sie mit Liebe und Nachdruck.

Er hatte vor acht Tagen vieles mit ihnen von dem menschlichen Leben gesprochen, und der horchenden Jugend aufgegeben, dazu ein Gleichniß zu finden bis auf den kommenden Sonntag. „Nun dann, ihr Jünglinge!“ so sprach jetzt der forschende Lehrer: „womit vergleichet ihr das menschliche Leben?“

Da stand Gottfried, des Schultheißen Sohn, ehrerbietig auf, und sprach: „Ich finde das Leben einem Kegelspiele ähnlich. So lange das Spiel währt, da stehet der König, höher und schöner gestellt, in der Mitte, und er gilt mehr, als die übrigen Kegel. Ist aber das Spiel aus, so wirft man ihn, gleich den übrigen Kegeln, in die Grube darneben. Also auch gibt es im menschlichen Leben große und vornehme Leute, die da mehr gelten, als die Kleinen und Armen, welche wenig geachtet neben jenen einhergehen. Aber der Tod macht allem Vorzuge ein Ende, und in dem Schooße der Erde ruhet der Große, ohne Unterschied, neben dem Kleinen.“

Gut und richtig ist deine Vergleichung, mein Sohn, sprach der zufriedene Pfarrherr. Merket es euch, ihr Söhne und Töchter von reicheren Eltern, und achtet den ärmeren Bruder, um seiner Dürftigkeit wegen, ja niemals geringe; denn kurz ist das Leben, und dort drüben hat kein Vorzug der Erde, sondern einzig die Tugend geltenden Werth.

Wohlan dann — ihr Mädchen, womit vergleichet denn ihr das menschliche Leben?

Da erhob sich mit Anstand Röschen, des Verwalters Tochter, und sprach: „Ich vergleiche das Leben mit einem Faden. Wenn ich am Spinnrädchen sitze, da ziehe ich einen Faden nach dem andern

von oben herunter, bis die Spuhle gefüllt ist, oder bis es mir beliebt, den Faden zu brechen. — Also auch spendet der liebe Gott dem Menschen ein Jahr nach dem andern, bis es Ihm wohlgefällt, abzuschneiden den Faden des Lebens. Schnell bricht das Fädlein, und schnell ist es oft um Gesundheit und Leben des Menschen geschehen. — Auch bin ich mit der geschicktesten Hand nicht im Stande, einen Faden zu spinnen, ohne daß mehrere Knöpflein, größer oder kleiner, mit einlaufen. Also ist auch der Faden des menschlichen Lebens nicht immer eben und glatt, sondern der liebe Gott hat es also geordnet, daß Leiden und Trübsale wechseln mit erfreulichen Tagen." —

„Liebes Röschen!" versetzte hierauf der Pfarrherr mit sichtbarer Freude, dein Gleichniß ist eben so schön als wahr; und darin liegt für euch, meine Kinder, eine zweyfache Lehre. — Gebt sorgfältig acht auf die edle Gesundheit, damit ihr nicht selber durch Unbedachtsamkeit das kostbare Leben euch verkürzet, und lernet in allen Schicksalen des Lebens, in den Tagen der Freude und der Trauer, die Weisheit Gottes anbeten; denn Er ordnet alle Dinge einzig zu unserm Besten.

17.

Das Kind und die Seidenraupe

„Pfui! pfui!" rief die kleine Amalie, als sie zum erstenmale eine Seidenraupe sah — „das ist doch ein gar zu häßlicher Wurm!" — „O!" — fuhr sie fort — „daß es doch auch nur gar zu viel solches häßliches

Ungeziefer gibt, welches zu nichts in der Welt taugt, als daß man sich eckelt und grauet, und daß es am Ende nur die Bäume und Blätter abnagt! — Pfui! wenn ich nur meine Schuhe beschmutzen wollte, so wollte ich dich gleich zertreten!" — „Plaudre nicht so unbedachtsam und vorwitzig fort, du kleine Schwätzerin!" — erwiederte die Raupe —„Wisse nur, daß du dein schönes Seidengewand, auf welches du so eitel bist, mir allein zu danken hast!"

Urtheile nicht nach dem äußern Ansehen, liebes Kind, sagte Amaliens Vater. — Es kommt ja nicht darauf an, wie Jemand aussieht, sondern was er ist und was er kann. — Und vor allem, sprich nicht über Dinge, die du noch nicht genug kennst.

18.

Der Maybaum.

Die Jünglinge eines Dorfes setzten einst einen Maybaum. Die schönste Birke in dem nahen Walde ward hiezu erwählet, und aufgestellt in der Mitte des Dorfes. Der Baum ragte über alle Häuser empor, und ward mit buntfarbigen Bändern von Seide und mit Flittergold und allerley Glöcklein verzieret. Das Gold aber und die Bänder rauschten im Winde, und lieblich erklangen die Glöcklein. — Die Jugend des Dorfes stand im Reihen, und hüpfte herum und freute sich sehr des schön verzierten Baumes. Nachdem aber der Mayenbaum acht Tage lang in der größten Sonnen-Hitze gestanden hatte, da verschwand seine Schönheit auf einmal. Sein grünes

Laub war verdorret und abgefallen, und die dürren Aeste hiengen matt und erstorben herab. Da kam Gottlieb, des Schullehrers kleiner Sohn, niedergeschlagen nach Hause, und sprach also zum Vater: „Ach! woher mag es doch kommen, daß der vorhin so zierliche Baum nun auf einmal so häßlich und so entstaltet ist? Ist es doch Schade um das Gold, um die Bänder und Glöcklein an dem dürren ausgetrockneten Holze!" — „Sieh, lieber Sohn" — antwortete darauf der Vater — „weil der Baum von seinen Wurzeln getrennt ist, so kann er nicht mehr an sich ziehen die Säfte der Erde, noch auch den Thau und den Regen des Himmels, und jeder Sonnen-Strahl, der sonsten wohlthätig für ihn war, beschleunigt jetzt sein Verderben. — Und also, mein Kind, ergeht es auch jeglichem Menschen, der seinen Gott aus dem Herzen verliert. Denn Gott ist die allgemeine Wurzel, an welcher wir, und welche an uns bleiben muß, woferne unser Leben schön dahin fließen, und Himmel und Erde wohlgefällig seyn soll; denn wir vermögen ohne Gott weder das Wollen, noch das Vollbringen des Guten. Hat sich aber der Mensch durch einen ungöttlichen Wandel geschieden von Gott, so ist er auch reif zum Verderben, und er hat — als ein Gottloser — Schönheit und Menschen-Würde verloren, sollte er auch mit Gold und Seide geschmückt seyn, und die Rede seines Mundes klingen, wie lieblicher Glöcklein Ton."

19.

Der Feyerabend.

Gotthold, ein frommer Vater, gieng an einem Sonn-Abende hinaus in das benachbarte Feld, nnd neben ihm wandelte Philipp, sein Sohn. Es war eben die Zeit der Erndte, und die Arbeiter des Feldes hatten die sechs langen Wochentage viel ausgestanden von der brennenden Hitze, und manchen sauern Schweißtropfen vergossen. Da erscholl nun auf einmal die Feyerabend-Glocke vom Kirchthurme des Dörfchens. — Mancher Schnitter warf eilig die Sichel von dannen, schwang seinen Hut in die Höhe und jauchzte vor Freuden. Andere aber lagerten sich auf das weiche Gras der Feld-Ranken hin, wischten den Schweiß von der Stirne, sahen mit erfreutem Gemüthe zum Himmel, und dankten dem lieben Gott, daß er ihnen Kraft und Gesundheit zur Arbeit, und nun — die ersehnte Feyerabend-Stunde bescheeret habe. — „Siehst du, mein Sohn,“ — sprach jetzt Gotthold mit gerührtem Herzen — „wie sich der müde Taglöhner freut des Geläutes, welches ihm die Feyer-Stunde verkündet, denn süß schmecket ihm nach geschehener Arbeit die Ruhe, und wenn er heimkömmt, empfängt ihn der Hausvater voll Liebe, und zahlt ihm mit freudigem Antlitz den Tagelohn aus. — Was meynst du aber, liebes Kind, wird wohl auch der Müßiggänger sich des Feyerabends so herzlich freuen können, wie der treue ermüdete Arbeiter?“ — „Ach, mein liebster Vater“ — antwortete Philipp — „der wird

nun trübsinnig niederblicken zur Erde und seufzen, denn er hat weder Freude noch Lohn, sondern dafür Unruhe und Vorwürfe zu erwarten.“ — „Ja wohl, mein Kind!“ — sprach der Vater — „und du siehst hierin aller Menschen ewiges Schicksal vorgebildet; denn es ist das Leben einem langen Arbeits-Tage zu vergleichen, und wir sind insgesammt Knechte des Einen Herrn unser aller im Himmel, und es ist jeder gestellt an sein Tagewerk. Einst schlägt die Stunde, da der heiligen Engel Posaunenschall allem Fleische den großen Feyerabend verkündet, und Alles, was Mensch heißt, hinruft vor den Thron der Vergeltung. Welche namenlose Freude dann für den guten treubefundenen Arbeiter! denn es harret seiner die erfreuliche Stimme: „Wohl dir, du Getreuer! empfange nun für deine Mühen und Kämpfe den Tages-Lohn der Ewigkeit. — Geh ein in die Freude deines Herrn. — Dagegen wird jene große Feyer-Stunde den Treulosen mit Angst und Schrecken erfüllen; denn es wartet sein der furchtbare Ausspruch: dem ungetreuen Knechte aber bindet Hände und Füße, und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsterniß, wo Jammer und Klaggeschrey ist.“ — „Ach, lieber Vater!“ erwiederte hierauf mit bewegter Seele der Jüngling —„mich schaudert ob dem Schicksale des Unglücklichen. Mein Gott, ich will ein treuer Knecht werden, ja liebster Vater, dieß will ich.“ — Da ergriff der Vater die Hand des Knaben, und sprach mit erfreutem Gemüthe: „Gott segne deine schönen Vorsätze, mein Sohn, auf daß du sie in That verwandelst!“

20.

Die Biene und die Hummel.

Mit Kopfschütteln sah eine summende Hummel dem Arbeiten einer Biene zu! — „Hm! Hm!“ summte die Hummel — „das ist ja ein steifes, langsames, widriges Wesen und Geschäft. — Was soll's denn helfen, alles so abzuzirkeln, zu vertheilen und rein zu halten?“ — „Schwesterchen!“ rief die Hummel der Biene zu, „was treibst du für thöricht Wesen und Ding mit deiner Ordnung. In derselben Zeit, daß du dich so vergeblich abmühest, um alles regelrecht zu machen, wär ich schon zehnmal ein — und ausgeflogen, und wäre lustig umhergeschwärmt!“ — „Störe mich jetzt nicht, liebe Freundin,“ antwortete die Biene — „Es ist kein größerer Zeitverlust bey den Arbeiten als eben die Unordnung, denn wiewohl es anfangs die Zeit zu versäumen scheint, wenn man Alles so ordentlich und genau macht, hat man doch zuletzt die Hälfte Zeit und Mühe für die Arbeit gewonnen.“

Ich glaube das Bienchen hat Recht. — Karl, wenn er so eben übel und böse seine Arbeit vollendet hatte, warf Bücher, Schreibfeder, Bleystift u. s. w. gerade dahin, wo er eben zukam — und da konnte er freylich eher auf die Straße hinaus, als Gustav, der erst alles wieder an Ort und Stelle brachte. Aber des andern Tages suchte Karl oft mit bittern Thränen in allen Ecken und Winkeln nach Büchern und anderen Sachen; Gustav

brauchte niemals zu suchen, und wenn Ersterer des Suchens wegen in der Schule viel zu spät kam, und seines unordentlichen und flatterhaften Arbeitens wegen nicht nur manchen beschämenden Verweiß, sondern auch selbst manche Strafe empfieng, war Gustav überall zur rechten Zeit fertig, und fast immer war man mit ihm zufrieden.

21.

Die Bäumchen.

Gotthardt war ein frommer, alter Schloßgärtner. Die Knaben und Mädchen des Dorfes kamen gerne zu ihm, denn er wußte ihnen allerley schöne Geschichtchen zu erzählen, und sein Mund war immer voll weiser Reden. Da war er eines Abends eben daran, ein wildes Birnbäumchen zu pfropfen, und etliche Kinder standen — wie gewöhnlich — um ihn herum. Gotthardt aber hatte ein Baumsäglein in der Hand und sägte die Krone des Bäumchens herunter. „O weh!“ — riefen die Kinder — „nun ist es ja gar um das Bäumchen geschehen!“ — Der Gärtner aber lächelte, machte einen Spalt in das abgeschnittene Bäumchen, pfropfte das edle Reis darauf, und verband alles sorgfältig. Darnach sprach er: „Seht, liebe Kinder, hätte ich den Stamm, wie er war, aufschießen lassen, so wäre er wildes Holz geblieben und hätte niemals genießbare Früchte getragen. Darum mußte ihm ein Reis von edlem Stamme gegeben werden, damit das Bäumchen künftig auch edle Blüthen und Früchte hervorbringen möge.“

„Auch der Mensch, meine Lieben, ist so zu sagen von wilder Art, wenn er — sich selbst überlassen — heran wächst, denn er ist von Natur mehr zum Bösen geneigt, als zum Guten, und es herrschet in ihm die Begierde nach unrechten Dingen, denn jegliches Kind greift nach dem Verbotenen schnell und begierig, aber langsam und unwillig thut es, was recht ist. Deswegen haben euch Vater und Mutter frühzeitig eingepflanzet die heilige Gottesfurcht, und dadurch die wilde Natur veredelt, daß ihr nun schauen möget das Unrecht, und lieben, was gut ist. Und jetzt erst könnet ihr, gleich dem veredelten Bäumcheu, auch edle Früchte der Tugend hervorbringen, die köstbar sind im Angesichte des Himmels und erfreulich den Menschen." „O! wie können wir" — sprachen die Kinder —„den Eltern genug danken für solche Wohlthat und Treue?" — „Liebet eure Eltern, und seyd ihnen gehorsam! dieß wird ihnen der liebste Dank seyn " — sagte der Gärtner — und gieng dann hin zu zwey andern Bäumchen, welche daneben standen, und die er im vorigen Jahre gepfropft hatte. Er ergriff zwey starke Stäbe, setzte sie neben den Stämmen tief in die Erde, und band sie fest an einander. Da sprachen die Kinder: „O! die Bäumchen sind ja viel schöner im Stande der Freyheit, warum doch gibst du den zarten Gewächsen das zwängende Band, und die unansehlichen Stecken?" „Dieses geschieht" — sprach der Gärtner — „damit sie kein Sturmwind abbreche, oder niederbeuge zur Erde, sondern damit sie gerade empor wachsen, und ihre Häupter gegen den Himmel tragen. Haben sie einst tief in der Erde ge-

wurzelt, und genugsame Stärke gewonnen, so nehme ich die Stecken hinweg, und lasse sie frey, denn sie vermögen alsdann sich selber zu halten. — Gerade so, meine Kinder, ist auch für euch, in zarter Jugend, der Stand der Freyheit über alles gefährlich, denn ihr seyd noch zu schwach und unverständig, euch selber zu leiten, und vor dem Verderben zu schützen. Deßwegen nehmen euch Eltern und Lehrer mit liebender Hand unter strenge Aufsicht und Zucht, damit sie euch vor Verführung und tausend Gefahren behüten, und für den Himmel erziehen. Hat aber einmal die Liebe zur Tugend in eurem Herzen kräftige Wurzeln geschlagen, dann werdet ihr freyer gelassen, denn ihr vermöget alsdann, euch selber zu hüten vor Unrecht und Sünde." — „Vater Gotthardt!" sprachen die Kinder — „wir wollen uns merken, was du gesagt hast, habe Dank für die lehrreichen Worte."

Gotthardt reichte nun jedem Kinde einen Blumenstrauß, und damit hüpften sie munter nach Hause und erzählten den Eltern, was sie der weise Gärtner gelehret.

22.

Die Blumen-Beete.

Jakob und Gertrud, zwey liebe Geschwister, hatten eine große Freude an den Blumen. Daher baten sie ihren Vater, er möchte ihnen ein Blumenbeet geben. Und der Vater gab jedem ein Beetchen im Garten, und die Kinder streuten allerley Blumen-Saamen hinein, und begoßen die liebe Aus-

saat mit sorgsamem Fleiße. Sie blieben oft Stundenlange dabey stehen, und harrten mit ungeduldigem Verlangen, ob sie denn nicht sehen möchten, wie die Saamenkörnlein aus dem dunklen Schooße der Erde hervorkeimen. Aber sie hatten mehrere Tage gewartet, und es war noch nichts aufgegangen.

Da fiengen die Kinder an zu trauern und sagten: „Ach! wir haben die Beetlein vergebens besäet und begossen, denn wir bekommen ja doch keine Blumen!“ — Als sie aber nach ein paar Regen-Tagen mit dem Vater hinausgiengen, um nachzusehen, da hatte sich die Erde endlich gehoben, und die zarten Blumen-Pflänzchen waren erstanden und jedes war mit einem Thautröpfchen, gleich einer Krone, geschmückt. Da freuten sich die Kinder über die Maßen, hüpften munter umher, und riefen: „Ey sieh doch, liebster Vater, sieh nur die Herrlichkeit, alle auf einmal! O wir haben schon lange geharrt und hätten so gerne gesehen, wie das zugeht, wenn die Keime aus der Erde hervortreiben, und nun — stehen sie, und wir haben nichts davon gesehen!“ Und darauf antwortete der Vater: „Allezeit, meine Kinder, waltet die Hand Gottes auf diese eigene Weise; er bringet die zarten Keime und Blüthen, und jede erfreuliche Gabe — ungesehen — hervor, und verbirgt sorgsam die Hand, womit er sie schaffet und darreicht. — Gottes Güte in der Natur ist wie eine liebende Mutter. Wenn alles im Hause schon schläft, wacht sie allein noch, und bereitet den Kindlein mancherley Schönes und Gutes — stille und heimlich. Wenn dann die Kindlein am Morgen erwachen, so stehen die Gaben vor ihnen, und sie

freuen sich ihrer, hüpfen herum und genießen, und die liebende Mutter lächelt ob den Freuden der Kinder. — Also, meine Kinder, sey auch eure Liebe gegen die Menschen beschaffen; Gutes zu wirken, sey eure Freude. Aber wirket es — stille und heimlich, wie Gottes Güte in der Natur.

Wer die edle That mit Trompeten und Pauken-Schall verkündet, wie einst die Pharisäer, dessen Liebeswerk hat seinen Werth vor Gott und den Menschen vorloren. — Nur eine Gabe — im Stillen gereicht — ist kostbar im Angesichte des Himmels, und wahrhaft erquickend für den, der sie empfängt. Denn — was wohlthut in der Wohlthat, ist nicht so fast die Gabe, als vielmehr die Liebe des Gebers, welcher zu schweigen, und die wohlthätige Hand zu verbergen versteht.

23.

Das Röschen und die Sonnenblume.

Neben einem Röschen war eine Sonnenblume aufgeschossen, und hub ihr mächtiges Haupt weit über ihre niedrige Nachbarin empor. Stolz auf ihren Umfang, ihre Größe und ihre weithin glänzenden Blüthen, ließ sie sich also vernehmen: „Wie, du Kleine, die Königin der Blumen heißest du, die du doch kaum die Hälfte meiner Höhe erreichst, und deren Blüthen von den meinigen weit an Größe übertroffen werden? — Gestehe es nur, daß dieser Name mir gebühret, und erkenne deine Niedrigkeit und meine Hoheit in gebührender Demuth an!“ — Das Röschen schwieg, und erfüllete die laue

Sommerluft, wie vorher, mit süßem Balsamdufte. Und als ein sinniger Freund der Natur zu der Stelle kam, freute er sich ihres sanften Liebreizes und ihres entzückenden Wohlgeruchs mit innigem Gefühle, indeß er an der eiteln Sonnenblume mit kaltem Blicke vorübergieng.

24.

Der Wegweiser.

Ein Wanderer hatte einen weiten und gefährlichen Weg zu machen, und war der Straße nicht kundig. Er forschte deßhalb bey einem Reisenden, der desselben Weges mehrmal gekommen war. Dieser beschrieb ihm mit klugen und deutlichen Worten die Abwege und Abgründe, die er vermeiden, die Ströme und Bäche, die er zu beschiffen und durchzuwaten, die Felsen und Anhöhen, die er ersteigen sollte; auch gab er ihm ein Blatt, worauf alles künstlich und natürlich gezeichnet war. — Der Wandersmann nahm alles wohl zu Herzen, und überlegte sorgfältig auf seinem Wege, was ihm der Freund gesagt und beschrieben hatte. So gelangte er bis zu dem rauhen Gebirge, wo die Felsen in die Wolken ragten und der Weg sich verlor in dem langen Geklüfte. Da verschwand ihm sein Muth, und er blickte ängstlich die Felsen an und sprach: „Es ist unmöglich, hier zu wandeln und solches Geklüft zu ersteigen. Ach fände sich hier wieder ein Führer, der mir tröstlichen Rath und Zuspruch gäbe auf diesem rauhen Pfade!“ — Indem er also bey sich dachte, trat ein freundlicher Mann zu ihm und sagte: „Fasse Muth, ich gehe desselbigen Weges und

kenne ihn von Alters her. — Folge mir, und fürchte nichts!“ — Darauf wandelte jener vor ihm her über die Klüfte und Abgründe, und zwischen den rauschenden Bergströmen. Und der andere schritt rüstig hinter seinem Führer. Ehe es Abend war, hatten sie das Gebirge überstiegen, und kamen in ein liebliches Thal wo, Myrthen und Granatbäume blütheten, das Ziel der Reise.

Da dankte jener seinem Führer und sprach: „Wie soll ich's dir vergelten? Du hast mich nicht bloß auf rechtem Wege geleitet; dein Vorbild hat mir auch Muth und Kraft gegeben, ihn zu wandeln.“

25.

Die Blumen.

Es war die Zeit des Sommers, und die Sonne brannte heiß am Mittage, als Wilhelm, ein munterer siebenjähriger Knabe, eilends aus dem Blumengärtchen kam, das an den Hofraum gränzte. Bestürzung und Schmerz waren auf seiner, sonst so freundlichen Miene ausgedrückt. Starr sah er vor sich hin, ohne des Vaters ansichtig zu werden, der mitten auf dem Hofraume stand, das muntere Geflügel betrachtend. „Wilhelm, mein Sohn, was ist dir?“ — rief der gute Vater. — Der Knabe blickte freundlich auf bey dem traulichen Tone der väterlichen Stimme, sprang dem Vater in die Arme, als suche er Hülfe und Trost. — — „Warum so traurig, mein Wilhelm?“ — Dieser aber vermochte nicht sogleich zu antworten; denn ein Thränenstrom erstickte seine

Stimme. Nach lange verhaltnem Schmerz brach er in die Klage aus: „Ach! die Sonne hat meine Blumen versenget, sie neigen sich alle zur Erde, und die Blätter welken.“ Da sprach der Vater bedeutsam zum Knaben also: „Härme dich nicht vor der Zeit, und warte in Geduld; siehe, es wird wieder anders werden. Am kommenden Tage gehen wir beyde in den Garten, in der Frische des Morgens, die Blumen zu beschauen.“ Durch diese wohlmeinenden Worte gewann der Knabe, dem guten Vater vertrauend, seinen Frohmuth wieder. Die Glut der Sonne verminderte sich für und für, je mehr der Tag sich neigte und der Abend nahte; es waren mild wärmende Strahlen, mit denen sie das schöne Schauspiel des Tages beschloß, und der Mutter Erde beym Scheiden zulächelte. Der Abend sank hernieder mit labender Kühle; die ganze Natur, welche durch die Hitze des Tages ermattet schien, gewann wieder Lebenskraft. Muntrer sprang das Böckchen der Heimath zu, und die Schnitter, die des Tages Last und Hitze ertragen, kehrten heim, in fröhlichen Liedern, die Milde des Abends preisend. Auf den heißesten Tag folgte die kühlste Nacht. Erfrischender Thau erquickte Pflanzen und Bäume. Den anbrechenden Morgen begrüßte das muntere Chor der gefiederten Sänger, deren lautschallender, vermischter Gesang den Knaben aus süßem Schlummer weckte. Wilhelm sprang auf, um in Gesellschaft des Vaters dem Blumengärtchen einen Morgenbesuch zu machen. Kaum vermochte der Vater dem hurtigen Knaben zu folgen. Sie treten ein — und, wie finden sie alles seit dem Mittage des vorigen Tages

verändert! Lebensfrisch prangen die Blumen all' im bunten Gemische; die duftenden Kronen, welche gestern zur Erde sich neigten, stehen aufrecht da, dem Himmel zugewandt; und in vielfarbigen Kelchen glänzen, Perlen gleich, die Tropfen des Thaues. Des jungen Tages milder Sonnenstrahl durchdringt das heitere Blumenvolk mit wohlthuender Wärme, auf daß es in neuer Herrlichkeit den Schöpfer preise; es ist, als bestrebe sich jedes Blümchen, seine Lebensfreude aus frischem Farbenspiele in das Morgenlüftchen zu hauchen, das um jedes Blättchen säuselte.

Der Vater warf einen bedeutungsvollen Blick auf den entzückten Knaben, der verwundernd dasteht, und in dessen Gesichtszügen Freude und Schaam mit einander wechseln. „Nun, mein Sohn, was dünkte dich jetzt, hat es der Himmel wieder gut gemacht?“ Wilhelm drückte schweigend dem Vater die Hand, und eine große Thräne rollte von seinen Wangen herab. „Lerne“ — fuhr der Vater fort — „lerne der Zeit vertrauen! Die Zeit schlägt Wunden, aber sie heilt dieselben auch wieder!“ Der Knabe nahm alle diese Worte zu Herzen, und so oft ihm Leides widerfuhr, dacht' er seiner Blumen und der tröstlichen Worte des wohlmeinenden Vaters.

26.

Der Knabe und die Uhr.

Ein Vater hatte seine Uhr aufgezogen und hieng sie unter den Spiegel. Sein Sohn stand hernach lange Zeit in Gedanken vertieft vor der Uhr, und machte mancherley Entdeckungen an derselben.

Der Vater freuete sich über den Knaben, und fragte ihn endlich: „worüber denkst du so tief nach, mein Sohn?" „Ueber die Uhr," — antwortete das Kind. — „Wenn sie einmal aufgezogen ist, so geht sie immer fort, ohne daß sie Jemand fortrücken darf. — „Gefällt dir das?" — erwiederte der Vater. — „Warum nicht, es ist ja schön!" — versetzte der Knabe. —„Du hast recht, mein Sohn!" —sprach darauf der Vater —„es ist schön; und eben so, wie die Uhr, machen es auch die wohlgearteten Kinder. Sie führen sich still und ordentlich auf, wenn gleich ihre Eltern und Lehrer sie nicht immer sehen, und lernen fleissig, wenn man sie auch nicht immer dazu antreibt. Gehörst du wohl unter diese?" — „Ich will, lieber Vater!" antwortete der Kleine, und fiel seinem Vater um den Hals — „ich will liebenswürdig seyn — will stille und ohne alle Umstände das thun, was mir befohlen ist — daß ich Gott und Menschen Freude mache und nützlich sey."

Wie eine gute Uhr immer ordentlich fortgehet, und zur rechten Zeit die Stunde schlägt und weiset; so gewöhnt euch, gute Kinder! Ordnung zu halten. Bringet eure Kleider, Bücher, Spielsachen, Tischzeug an seinen rechten Ort; so könnet Ihr's leicht wieder finden. Die Unordnung verwirret und hindert Gutes zu vollbringen. Die Ordnung macht alles leicht, uud ist das Kennzeichen eines sittsamen, aufmerksamen und gesetzten Menschen.

27.

Die Quelle und der Wanderer.

Wie gerne schieben wir eigene Schuld auf andere!

Ein Wanderer kam im heißesten Sommer zu zu einer Quelle. Er war rasch und lange gegangen. Der Schweiß stand auf seiner Stirne, und seine Zunge war vom Durste fast vertrocknet. Da sah er das silberhelle Wasser, glaubte hier nun Kräfte sammeln zu können, und trank mit gierigen Zügen. Aber die große zu schnell abwechselnde Kühle wirkte so schädlich auf ihn, daß er zu Boden sank. „Ach, schändliches Gift!" rief er, „wer hätte unter einem so reizenden Anscheine eine solche Bosheit vermuthet?" — „Ich ein Gift!" sprach die Quelle: „wahrlich, du verläumdest mich? Sieh, die Flur rings herum grünet und lebt durch mich. Von mir stärken sich die Heerden, und tausende deiner Brüder fanden hier Erquickung und Labetrank. Nur Uebermaaß und Unvorsichtigkeit von deiner Seite machten dir den Genuß schädlich. Ich bin schuldlos an deinen Schmerzen, und selbst an deinem Tode, wenn er erfolgen sollte, würde ich es seyn."

28.

Die Hammerschläge.

Leopold war ein leichtsinniger, aber dabey gutmüthiger Knabe. Vor seinem jugendlichen Feuer hatte

er nirgend weder Ruhe noch Rast. Er sprang und hüpfte, wo man ihn sah, und zerbrach mitunter nicht selten Krüge und Schüsseln, wenn sie ihm gerade in dem Wege waren. Oft hatten ihm die Eltern seine Unbesonnenheit verwiesen, und Leopold versprach dann immer ernstlich, stiller und bedachtsamer zu werden, allein der leichtsinnige Junge hatte seine Vorsätze bald wieder vergessen. — Da sprang er dann einmal hastig auf die Bank, stieß mit dem Kopf an eine gemahlte Tafel, und diese fiel sammt dem Nagel herunter. Da trat eben der Vater ins Zimmer, indeß Leopold verlegen und furchtsam hinsah auf das Gemälde, welches zum Glück unbeschädigt vor ihm lag. „Unbesonnenes Kind!“ — sprach der Vater — „so sind also deine schönen Vorsätze schon wieder gebrochen?“ „Liebster Vater!“ — bat ihn der Knabe mit aufgehobenen Händen — „nur dießmal verzeihe mir noch, du sollst mich nimmermehr eines solchen Fehlers schuldig befinden. Erlaube nur, daß ich hingehe, und einen Hammer hole, um das Gemälde wieder an seine vorige Stelle zu befestigen.“ Der Vater ließ es geschehen, und Leopold kam bald mit dem Hammer zurück, schlug ein Paarmal auf den Nagel, und wollte nun das Gemälde daran aufhängen.

„So bleibt sich doch der Leichtsinn überall gleich: was er thut, ist allemal leicht und oberflächlich gethan,“ — sprach der Vater, ergriff dann selber den Hammer, und schlug den Nagel mit vielen starken Streichen in die Mauer hinein. „Wozu doch, mein Vater!“ — fragte ihn Leopold — „so viele gewaltige Schläge?“ „Damit der Nagel fest und sicher halte in dem Gemäu-

er!" — versetzte der Vater. — „Hätte er vorhin fester und tiefer gesteckt, so würdest du ihn nicht so leicht losgemacht haben, und hätten deine Vorsätze fester und tiefer im Herzen gehaftet, so hättest du ihrer nicht wieder so schnell vergessen. Denn was der wiederholte Hammerschlag dem Nagel ist, das ist die Erneuerung edler Entschlüsse dem menschlichen Herzen. Dir dünkte nach meinen paar Schlägen der Nagel schon fest. Allein du irrest, denn er wird mit jedem Hammerstreiche noch tiefer in die Mauer getrieben. Alsdann mag man sich auf seine Festigkeit verlassen, und er kann ohne los zu werden, auch schwere Lasten ertragen.

Merke dir dieses, mein Kind, und erneuere ohne Unterlaß deine guten Vorsätze, und präge sie so immer tiefer und tiefer in dein Gemüth; dann wirst du sie nicht so leicht wieder brechen."

er!" — versetzte der Vater. — „Hätte er vorhin fester und tiefer gesteckt, so würdest du ihn nicht so leicht losgemacht haben, und hätten deine Vorsätze fester und tiefer im Herzen gehaftet, so hättest du ihrer nicht wieder so schnell vergessen. Denn was der wiederholte Hammerschlag dem Nagel ist, das ist die Erneuerung edler Entschlüsse dem menschlichen Herzen. Dir dünkte nach meinen paar Schlägen der Nagel schon fest. Allein du irrest, denn er wird mit jedem Hammerstreiche noch tiefer in die Mauer getrieben. Alsdann mag man sich auf seine Festigkeit verlassen, und er kann ohne los zu werden, auch schwere Lasten ertragen.

Merke dir dieses, mein Kind, und erneuere ohne Unterlaß deine guten Vorsätze, und präge sie so immer tiefer und tiefer in dein Gemüth; dann wirst du sie nicht so leicht wieder brechen."

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lotter, Christoph Ludwig / Lotter, Christoph Ludwig / Lotter, Tobias Heinrich

Schule der Weisheit und Tugend Eine Auswahl vorzüglich schöner Parabeln und anderer moralischer Erzählungen ; Ein Geschenk für die Jugend

Bd.: 1 : Nebst einem Titelkupfer und einer Erklärung der im Buche vorkommen den fremden Wörter

Stuttgart 1819

Paed.pr. 4403 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761605-5